

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

127. Jg. 29./30. August 2020 / Nr. 35

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,80 Euro, 2063

Eine Eisbombe vom anderen Ende Italiens

Papst Franziskus verzichtet auf Urlaub und arbeitet durch. Da kam eine kühle Überraschung mit den Sorten „Panna“, „Fior di latte“ und „Caffè“ von der Gelateria Magrini aus Roseto degli Abruzzi gerade recht. **Seite 6**



Aus wilden Ranken wächst ein Gotteshaus

Die Ingolstädter Kirche Sankt Pius gibt es bald zweimal: Für die bayerische Landesgartenschau pflanzt die Pfarrei eine Miniatur aus Bohnen, Brombeeren und Tomaten. **Seite 24**



Wer dem Fiaker seinen Namen gab

Berühmt sind die zweispännigen Pferdekutschen (Foto) für Wien, ihr Ursprung liegt aber in Frankreich. Hier wirkte einst der Mönch und Wundertäter Fiacrius. **Seite 19**



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Mit dem Slogan „Ruhe und Gleichgewicht“ wirbt die Türkei um dringend erwünschte Urlauber aus Deutschland. Die reizvollen Bilder und Filmaufnahmen versprechen ein türkisfarbenes oder hellblaues Meer, Sand, schimmernde Felsen und tiefgrüne Wiesen und Wälder. „Finden Sie Ihr Gleichgewicht im Grün der Türkei“ lautet ein Lockruf.

Allerdings muss jemand entweder extrem hartgesotten sein, gefühllos oder aber blind und taub, der trotz Corona-Warnungen in die Türkei verreist und dabei auch noch „Ruhe und Gleichgewicht“ findet. Die Beschimpfungen des türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan gegen deutsche Politiker und Deutschland überhaupt sollten eigentlich noch auf Jahre hinaus jedem potentiellen Urlauber in den Ohren klingen.

Wem das noch nicht genug ist, der führe sich vor Augen, dass auch scharfe weltweite Proteste Istanbul nicht daran gehindert haben, die ursprünglich christliche Hagia Sophia in eine Moschee zu verwandeln. Eine weitere Kirche folgte bereits (Seite 4). Da Grün die Farbe des Islam ist, erschließt sich womöglich noch ein tieferer Sinn des obigen Werbespruchs.



Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

Fotos: gem (3)

Solidarność: Polens Weg in die Freiheit

Stundenlang wartete diese Delegation der polnischen Gewerkschaft Solidarność Anfang April 2005 auf dem Petersplatz in Rom, um endlich zu „ihrem“ im Dom aufgebahrten Papst vorgelassen zu werden. Die Vereinigung mit dem roten Namen auf weißem Grund war Johannes Paul II. ebenso ein Herzensanliegen wie die Befreiung vom Kommunismus. Nach seinem ersten Polenbesuch wagten katholische Arbeiter vor 40 Jahren den Aufstand. **Seite 2/3**



Foto: KVA

40 JAHRE SOLIDARNOŚĆ

Frucht des Papstbesuchs

Im „Polnischen August“ erkämpften mutige Katholiken eine freie Gewerkschaft



▲ Streikführer Lech Wałęsa spricht zu den Kollegen der Danziger Lenin-Werft. Unten rechts: Nach Unterzeichnung des Abkommens mit der Regierung zur Gründung freier Gewerkschaften am 31. August 1980 lässt sich Wałęsa feiern.

Die polnische Freiheitsbewegung und Gewerkschaft Solidarność war maßgeblich am Untergang des Kommunismus beteiligt. Unterstützt wurden diese Bestrebungen von Papst Johannes Paul II. Vor 40 Jahren wurde die Solidarność gegründet, im „Polnischen August“, wie jene Zeit heute rückblickend genannt wird. Die Ereignisse bereiteten das Fundament für den 1989 in ganz Ost-Europa vollzogenen Wandel.

Als Streikführer Lech Wałęsa am 31. August 1980 das Danziger Abkommen unterzeichnete, war das die offizielle Geburtsstunde der polnischen Gewerkschaft Solidarność. Damit wurde im Ostblock erstmals eine unabhängige Arbeitervertretung anerkannt.

Bei der Gründung war in gewisser Weise auch Papst Johannes Paul II. (1978 bis 2005) dabei – freilich nicht persönlich. Aber das Kirchenoberhaupt aus Polen hatte bei einem Besuch 1979 zur Erneuerung des Landes aufgerufen und die demokratische Opposition gestärkt. Wałęsa hielt, als er das Abkommen mit dem Vize-Ministerpräsidenten

Mieczysław Jagielski unterschrieb, einen übergroßen Kugelschreiber mit dem Konterfei des Pontifex in der Hand.

Der Besuch des ersten polnischen Papstes der Weltgeschichte in seiner Heimat im Jahr zuvor war geradezu zu einem Triumphzug geworden. Bereits unmittelbar nach seiner Wahl am 17. Oktober 1978 hatte Johannes Paul II. die Polen ob ihrer Treue zum Glauben gelobt und sie seines „zarten Heimwehs“ versichert. Als er im Jahr darauf – ausgerechnet an Pfingsten, dem Geburtstag der Kirche – seine Heimat besuchte, nahmen Millionen Landsleute an den Gottesdiensten und öffentlichen Terminen teil.

Am 2. Juni 1979 verkündete Johannes Paul II. auf dem Warschauer Siegesplatz: „Pfingsten ist der Geburtstag des Glaubens und der Kirche auch für unser polnisches Land. Er ist der Beginn der Verkündigung der Großtaten Gottes auch in unserer polnischen Sprache. Und ich rufe, ich, ein Sohn polnischer Erde und zugleich Papst Johannes Paul II., ich rufe aus der ganzen Tiefe dieses Jahrhunderts, rufe am Vorabend des Pfingstfestes: Sende aus deinen



Geist! Sende aus deinen Geist! Und erneuere das Angesicht der Erde! Dieser Erde!“

Ausgelöst hatten die große Streikwelle 1980 die Preiserhöhungen für Fleisch am 1. Juli. Lokale Streiks

griffen bald auf das gesamte Land über. In Danzig kam es auf der Lenin-Werft am 14. August 1980 zum Ausstand, weil Kranführerin Anna Walentynowicz, eine Symbolfigur der 1970 gewaltsam niedergeschlagenen Streikbewegung, entlassen worden war.

Unter Führung von Elektriker Lech Wałęsa gründeten Werftarbeiter ein betriebliches Streikkomitee. Nach Zugeständnissen sollte der Streik eigentlich bereits zwei Tage später beendet werden. Doch dann wurde ein überbetriebliches Komitee gegründet mit dem Ziel, die Einhaltung der sogenannten 21 Forderungen zu überwachen. Im Mittelpunkt stand die Zulassung von unabhängigen Gewerkschaften.

Durch sehr gute Planung und die Solidarität sämtlicher Streikkomitees ergab sich für die kommunistische Führung keine Gelegenheit, die Hebel der Macht anzusetzen, weshalb sie am 31. August dem Danziger Abkommen widerwillig zustimmen musste.

Als die kommunistische Führung unter General Wojciech Jaruzelski in der Nacht zum 13. Dezember 1981 das Kriegsrecht ausrief, wurden die führenden Köpfe der Gewerkschaft interniert und die Arbeit von Solidarność verboten. Sie konnte nur noch im Untergrund wirken. Am 8. Oktober 1982 wurde Solidarność durch ein neues Gewerkschaftsgesetz vollständig verboten.

1984 ermordete der polnische Geheimdienst den katholischen Priester und Solidarność-Unterstützer Jerzy Popiełuszko, was das gesamte Land erschütterte. Im Jahr zuvor hatte Lech Wałęsa den Friedensnobelpreis erhalten, den er – aus Angst vor dem Verbot einer Rückkehr ins Land – nicht selbst annahm. Er schickte Frau und Sohn nach Oslo.

Erst 1988/89 durfte Solidarność die Arbeit wieder aufnehmen. Über Auslandsbüros, unter anderem in Bremen, im Untergrund und mit

Unterstützung von Papst Johannes Paul II. hatte die Gewerkschaft ohnehin nie aufgehört, Einfluss zu nehmen. Ihr Führer Wałęsa wurde dann der erste Präsident eines freien Polens, ehe Solidarność und ihre politischen Gruppierungen mit den Veränderungen der 1990er Jahre zu bröckeln begannen.

Zu seinem 75. Geburtstag am 29. September 2018 sagte Wałęsa, von der Katholischen Nachrichtenagentur auf die damalige Rolle von Papst Johannes Paul II. angesprochen: „Der Heilige Geist gab uns den polnischen Papst, der uns alle vereinigt hat. Wir beseitigten den Kommunismus.“

Einen Monat zuvor hatte der damalige Vorsitzende der katholischen Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, Danzig (Gdańsk) besucht und das Wirken der freien Gewerkschaft gewürdigt. Furchtlos hätten Menschen ihr Leben für die Freiheit riskiert. Auf dem Gelände der ehemaligen Lenin-Werft, heute Solidarność-Zentrum, traf sich der Kardinal mit dem früheren Arbeiterführer und erstem Präsidenten eines freien Polens.

Auch wenn die Gewerkschaft heute nicht mehr um das große Ganze ringt und der Einfluss der Arbeitervertretungen in Polen stark nachgelassen hat, so existiert Solidarność nach wie vor. Piotr Duda, einer ihrer heutigen politischen Führer, erklärte gegenüber der polnischen Nachrichtenagentur KAI: „Solidarność wurde unter dem Kreuz geboren.“ Sie sei „immer mit der Kirche verbunden und wird es bleiben.“ *KNA/red*

Info:

Auf Seite 8 lesen Sie einen Kommentar zum „Polnischen August“ vor 40 Jahren.



▲ In der Danziger Solidarność-Zentrale gratulierte Kardinal Reinhard Marx beim Besuch vor zwei Jahren Lech Wałęsa (rechts) zum Mut der polnischen Katholiken. Fotos: imago-images/Zuma, imago-images/Forum (2), KNA

ERZBISCHOF SCHICK IM INTERVIEW:

„Die Kirche hat mitgekämpft“

Solidarność auf katholischem Fundament – Parallelen zu Weißrussland?

Was sich vor 40 Jahren auf der Danziger Lenin-Werft ereignete, wurde auch im Westen mit Argusaugen verfolgt. Der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick, deutscher Vorsitzender einer Kontaktgruppe zwischen den Bischofskonferenzen von Deutschland und Polen, erinnert sich im Interview an die damaligen Ereignisse und zieht Parallelen zur Gegenwart.

Herr Erzbischof, wie haben Sie die Vorgänge in Polen damals verfolgt?

Ich war noch in Rom und schloss meine Promotion gerade ab. Nach dem ersten Besuch von Papst Johannes Paul II. 1979 in Polen und seinen Reden über Solidarität und Freiheit sowie über die Bedeutung des Christentums für Europa warteten viele darauf, dass sich in Polen etwas ereignen würde. Der Papst wollte Veränderungen in seiner Heimat. Die soziale und politische Situation war dort vor allem seit 1970 sehr gespannt. Als die Streiks begannen, war klar, dass nicht nur die Arbeitsverhältnisse sich ändern würden, sondern auch die Politik und die Gesellschaft.

Welche Bedeutung hatten die Streiks damals für Sie?

Ich hatte viele polnische Freunde; mit ihnen freute ich mich: Der Papst war erfolgreich! Für die vom sowjetischen autoritären und antichristlichen Kommunismus unterdrückten Polen gab es Aussicht auf Freiheit und Selbstbestimmung. Uns war damals klar, dass die Erfolge der Solidarność-Bewegung auch den Ostblock verändern und Auswirkungen auf die ganze Welt haben würden. Natürlich gab es auch Ängste, dass wie in Ungarn, Tschechien und auch in Polen 1970 die Sowjets mit aller Macht und Brutalität die Streiks unterdrücken würden. Ich erinnere mich an die große Spannung und die vielen Gespräche darüber, die wir damals in Rom führten.

Wie katholisch ist Solidarność?

Solidarność war von Anfang an mit der katholischen Kirche verbunden, die Mitglieder waren katholisch getaufte Christen, sie handelten aus dem Geist des Evangeliums. Alle wussten in Polen und in der ganzen Welt, dass die katholische Kirche ein entschiedener Gegner des kommunistischen Sowjetsystems war und alle unterstützte, die Freiheit und eine Veränderung der Gesellschafts-



▲ Der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick ist auf deutscher Seite Vorsitzender einer Kontaktgruppe zwischen der Polnischen und der Deutschen Bischofskonferenz. Im Interview bewertet er die Gründung der Gewerkschaft Solidarność vor 40 Jahren im Licht aktueller Ereignisse. Foto: KNA

form anstreben. Das war durch den Besuch von Johannes Paul II. im Jahr 1979 noch einmal verstärkt worden.

Welche Rolle spielten Kirche und Glaube bei den Aktionen?

Solidarność ist damals zuerst nicht auf die Straßen und Plätze gegangen, wie es jetzt in Weißrussland geschieht, sondern besetzte die Fabriken und Werkstätten. Die Streikenden wünschten sich geistlichen Beistand durch Priester, die in den Fabriken die Messe feierten und die Sakramente spendeten, vor allem die Beichte. Die katholische Kirche hat die Solidaritätsbewegung und die Streikenden mit ihren Familien ideell und finanziell auf vielerlei Weise unterstützt.

Und die Kirche hatte keine Sorge, diesen Beistand zu gewähren?

Mancher in der Kirche hatte Angst, Solidarność zu unterstützen. Man glaubte, dass man durch solche Aktionen zu politisch würde und bei einer Niederschlagung der Streiks mitschuldig an Verletzungen und Tötungen von Menschen wäre. Es war auch nicht immer einfach, Priester zu dieser geistlichen Hilfe zu bewegen. Es war ja auch nicht ungefährlich. Das zeigt das Beispiel von Jerzy Popiełuszko, der seinen

Einsatz mit dem Leben bezahlt hat. Der Priester wurde inzwischen seligsprochen.

Solidarność war eine demokratische Bewegung. Wie ist es heute um Solidarność und deren Ideale in Polen bestellt?

Sie war eine demokratische Bewegung aus dem Geist der christlichen Freiheit und der Menschenrechte. Die Kirche hat mitgekämpft und auch ein anderes politisches System gefordert, weil Arbeiterinnen und Arbeiter nur in demokratischen Strukturen ihre Rechte wahrnehmen können. In Polen werden derzeit einige für eine Demokratie wichtige Institutionen infrage gestellt, zum Beispiel die unabhängige Justiz und die freie Presse. Für die Bewahrung der Demokratie muss die Unabhängigkeit dieser Institutionen eingefordert werden. Das gilt für Polen derzeit. Die Ideale von Solidarność sind nach wie vor wichtig.

Braucht es heute wieder mehr Solidarność?

Solidarność – also Solidarität – braucht es immer. Das Wort von Papst Johannes Paul II. gilt: ohne Solidarität keine Freiheit, ohne Freiheit keine humane Gesellschaft. Der Mensch kann nur persönlich und in allen seinen sozialen Bezügen menschlich handeln und sich ethisch verantwortlich einsetzen, wenn er in Freiheit leben und sich mit anderen verbinden kann.

Viele ziehen bei den aktuellen Protesten in Weißrussland Vergleiche mit Solidarność. Was halten Sie davon?

Natürlich gibt es Parallelen. In Weißrussland verlangen die Demonstranten Freiheit und eine Veränderung der politischen Strukturen. Das hat Solidarność 1980 auch getan. Die Anliegen, Freiheit und Wahrheit, Demokratie und politische Veränderungen in Weißrussland sollte von allen unterstützt werden, von der Internationalen Politik, den Kirchen und Religionsgemeinschaften, aber auch den Bürgerbewegungen, damit diese Ziele erreicht werden – ohne Gewalt und Blutvergießen. Es braucht in Weißrussland jetzt auch Vereinbarungen zwischen Regierung und Opposition, die einen friedlichen Systemwechsel ermöglichen. Darum bete ich jeden Tag.

Interview: Christian Wölfel

Kurz und wichtig



Schirmherrschaft

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier übernimmt die Schirmherrschaft über das Festjahr zu 1700 Jahren jüdischen Lebens in Deutschland („Festjahr #2021JLID“). Dies teilte der eigens dafür gegründete Verein mit. Ziel ist, jüdisches Leben erfahrbar zu machen und ein Zeichen gegen den erstarkenden Antisemitismus zu setzen. Anlass für das Jubiläum ist eine Erwähnung der jüdischen Gemeinde Kölns in einem Edikt des römischen Kaisers Konstantin von 321. Sie gilt als ältester Beleg jüdischen Lebens in Europa nördlich der Alpen. Den Auftakt für die Feiern macht ein zentraler Festakt in Köln am 21. Februar 2021.

Verfolgte Christen

Nach Einschätzung der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) hat Gewalt gegen Christen weltweit zugenommen. „Anschläge auf Gebetsstätten, Entführung von Gläubigen und Haftstrafen für Glaubenswechsel sind in einigen Ländern zur traurigen Normalität geworden“, erklärte die IGFM in Frankfurt. Besonders viele Berichte über Einschränkungen der Religionsfreiheit erhält sie aus Pakistan, Iran, Saudi-Arabien, Ägypten, China, Vietnam und Nordkorea.

Neuer KZ-Lernort

Der neue Lernort der KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen ist jetzt öffentlich zugänglich. Die Ausstellung „Aufrüstung, Krieg und Verbrechen. Die Wehrmacht und die Kaserne Bergen-Hohne“ auf dem Gelände der Niedersachsen-Kaserne in Bergen-Hohne bei Celle informiert über die Verbindung der Kaserne zum KZ und Kriegsgefangenenlager und allgemein über die Mitwirkung der Wehrmacht an den Verbrechen im Nationalsozialismus. 1940 wurde nahe der Kaserne das Kriegsgefangenenlager, 1943 das KZ Bergen-Belsen eingerichtet. Dort starben während der NS-Zeit und in den Wochen nach der Befreiung rund 20 000 Kriegsgefangene und mehr als 52 000 KZ-Häftlinge.

Masken gegen Veto

In Brasilien hat der Kongress das Veto von Präsident Jair Bolsonaro gegen eine allgemeine Maskenpflicht in öffentlichen Einrichtungen gekippt. Bei Verstößen soll ein Bußgeld erhoben werden. Brasilien ist mit fast 3,5 Millionen Infizierten nach den USA am schwersten von der Pandemie betroffen. Der Kongress beschloss – ebenfalls gegen Bolsonaros Veto –, dass in indigenen Gemeinden Wasser, Hygieneartikel und Aufklärungsmaterial verteilt werden sollen. Die Sterberate unter den Ureinwohnern ist zweieinhalbmal höher als im Vergleich zur Gesamtbevölkerung.

Zauber-Pater tot

Der durch das Fernsehen als Zauberpater bekannt gewordene katholische Priester und Steyler Missionar Hermann Bickel ist am Montag vergangener Woche mit 82 Jahren gestorben. Dies teilte das Online-Portal Kirche-und-Leben mit. Mit seinen bis zu 140 Auftritten im Jahr sammelte Bickel Spenden für Steyler Projekte.



Bischof Georg Bätzing (im Bild bei einem Besuch in Kevelaer) will die Laien in den Dialog mit Rom einbinden.

Foto: KNA

DEBATTE ÜBER VATIKAN-INSTRUKTION

„Nur ein Anfang“

Bischöfe und Laien suchen Gespräch mit Rom

WÜRZBURG (KNA) – In der Debatte über die Vatikan-Instruktion zu Pfarreireformen in der katholischen Kirche suchen die deutschen Bischöfe das Gespräch mit Rom. Daran wollen sie auch katholische Laien beteiligen, teilte die Deutsche Bischofskonferenz am Montag bei der Sitzung des Ständigen Rats in Würzburg mit.

Der Vorsitzende der Konferenz, Bischof Georg Bätzing, werde das Gesprächsangebot aus Rom annehmen. Dieses war vom Präfekten der Kleruskongregation, Kardinal Beniamino Stella, übermittelt worden.

Bätzing werde der Kongregation vorschlagen, das Gespräch mit dem Präsidium des Reformdialogs Synodaler Weg zu führen, da Bischöfe, Priester, Diakone und Laien in dem Vatikan-Papier gleichermaßen angesprochen würden, hieß es weiter. „Die Instruktion kann nur der Anlass und Anfang eines Gesprächs sein, damit daraus eine echte Hilfe für die differenzierten Situationen in den Ortskirchen wird.“

Zum Präsidium gehören neben Bätzing und seinem Stellvertreter, Osnabrücks Bischof Franz-Josef Bode, der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Thomas Sternberg, und ZdK-Vizepräsidentin Karin Kortmann.

Grundlage für die Ausrichtung der pastoralen Arbeit seien nach wie vor die beiden Grundlagendokumente der Deutschen Bischofskonferenz „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“ (2000) und „Gemeinsam Kirche sein. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral“ (2015), betonte die Deutsche Bischofskonferenz.

Die Instruktion aus dem Vatikan war am 20. Juli vorgelegt worden. Mehrere deutsche Bischöfe hatten sich seitdem sehr kritisch zu dem Papier geäußert, andere hatten es gelobt. In Würzburg sei es nun um eine „Lagebestimmung und Diskussion einzelner Abschnitte der Instruktion“ gegangen.

„Der Ständige Rat ist der Auffassung, dass dieses Dokument hohe Relevanz für die Arbeit in den Pfarrgemeinden hat, wenngleich bestimmte Fragestellungen – nicht zuletzt mit Blick auf die in fast allen (Erz-)Bistümern stattfindenden Strukturprozesse – der Erörterung mit dem Vatikan bedürfen“, erklärte die Bischofskonferenz. „Die Aspekte von Evangelisierung und Mission als zentralen Elementen des pfarrlichen Lebens stehen dabei außer Frage.“

Klare Reform-Grenzen

Zentrale Themen der Instruktion sind das Vorgehen bei der Zusammenlegung oder der Aufhebung von Pfarreien, die Stellung des Pfarrers, aber auch die Beteiligung von Nichtpriestern an Seelsorge und Gemeindeleitung sowie Fragen von Spenden und Gebühren für gottesdienstliche Feiern.

Das Schreiben setzt klare Grenzen für Reformen: Laien können zwar an der Gemeindeleitung mitwirken – doch tatsächlich leiten, verwalten, moderieren und koordinieren dürfen nur Priester. Auch Bestrebungen, das Amt des Pfarrers einem Team aus Priestern und Laien anzuvertrauen, widerspricht die Instruktion deutlich, selbst „im Falle des Priestermangels“.

Weitere Kirche wird Moschee

Nach der Hagia Sophia wandelt Erdoğan erneut Gotteshaus um

ISTANBUL (KNA) – Nach der Hagia Sophia ist eine weitere Museumskirche in der Türkei in eine Moschee umgewandelt worden.

Der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan habe angeordnet, die Chora-Kirche aus byzantinischer Zeit wieder für das islamische Gebet zu öffnen. Das berichtete das Portal „Orthodox Times“ vorige Woche.

Der Sakralbau aus dem elften Jahrhundert ist weltberühmt für seine Mosaik und Fresken. Nach der Eroberung Konstantinopels, des heutigen Istanbul, machten ihn die Osmanen 1511 zu einer Moschee und verhüllten die christlichen Bildnisse.

1958 erklärte der Staat die Kirche zu einem Museum. Das oberste türkische Gericht hatte im vergangenen Jahr die Umwandlung des Baus in eine Moschee zugelassen.

Das aktuelle
katholische Nachrichten-Magazin



Vom Anfang bis zum Ende

Dort können Sie uns sehen:
bei **a.tv** sonntags, 18.30 Uhr und 22.00 Uhr;
bei **allgäu.tv** sonntags, 19.30 Uhr und 21.30 Uhr.

Via Satellit zu empfangen auf ASTRA 1L zu allen
a.tv-Sendezeiten über den a.tv-HD-Kanal (Augsburg-Ausgabe)
und sonntags, 19.30 Uhr über den Kanal „Ulm-Allgäu HD“
(Allgäu-Ausgabe).

Im Internet unter www.katholisch1.tv.

**Die Kirche vor Ort ist für viele Menschen
ein wichtiges Stück Heimat. Sie begleitet uns
von der Taufe bis zum Sterbebett.**

„Unsere Redakteurinnen und Redakteure sind immer ganz
nah dran. Ob Erstkommunion oder Ehevorbereitungskurs,
ob Ministrantenwallfahrt oder Hospiz – überall da, wo die
Kirche die Menschen bewegt, sind wir dabei.“

Schauen Sie mal rein! Sehen Sie unsere Beiträge
im Fernsehen, am PC oder Tablet oder ganz einfach
auf Ihrem Smartphone.“

Ihr Ulrich Bobinger, Programmchef



www.katholisch1.tv

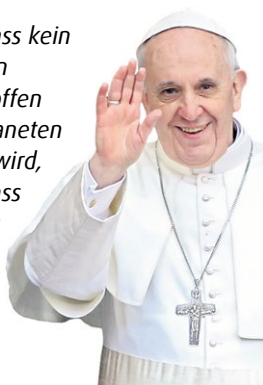




Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat September

... dafür, dass kein Raubbau an den Rohstoffen unseres Planeten betrieben wird, sondern dass sie gerecht und nachhaltig verteilt werden.



PRAXIS DER CLANS

Papst gegen Mafiosi als Marienverehrer

ROM (KNA) – Papst Franziskus will mit einer zweifelhaften Marienverehrung durch Mafiosi aufräumen: Es gelte, das religiöse und kulturelle Brauchtum von Überbauten, Mächten und Zwängen zu befreien, die den biblischen Werten von Gerechtigkeit, Freiheit, Ehrlichkeit und Solidarität nicht entsprechen, forderte das Kirchenoberhaupt in einem Brief, aus dem die italienische Zeitschrift „Maria con te“ vergangene Woche zitierte.

Ausdrücklich stellte sich der Papst hinter eine Initiative, „die Figur der Madonna vom Einfluss mafioser Organisationen zu befreien“. Er unterstützt damit das Anliegen einer neuen Arbeitsgruppe der Internationalen Marianischen Päpstlichen Akademie, in der Vertreter von Kirche und Polizei sowie weitere Experten Strategien gegen die Cosa Nostra, 'Ndrangheta, Camorra und Sacra Corona entwickeln wollen.

Unter anderem soll es darum gehen, Ehrenbezeugungen bei religiösen Prozessionen durch das „Verneigen“ von Marienstatuen vor den Häusern der Clan-Chefs zu unterbinden. Schon früher hatte Papst Franziskus erklärt, wer an Gott glaube, könne kein Mafioso sein.

Der Papst mit dem süßen Zahn

Eisbombe von der Adria für Franziskus: Sorte „Caffe“ fand besonderes Lob

ROM – Wie verbringt Papst Franziskus den römischen Sommer? Mit italienischem Eis. Die Geschichten über seine Vorliebe für die süße Gaumenfreude sind auch Labsal für eine stolze Nation von „Gelateria“, Eismachern.

Der Papst hat es gut, denn er bekommt Eis. Während über Rom brütend die Sommerhitze lastet, dreht im Vatikan eine verminderte Kurienmannschaft das Mahlwerk der Kirchenzentrale – die zähe Reform der Leitungsstrukturen, delikate Verhandlungen mit China, eine wenig aussichtsreiche Konsolidierung der Finanzen. Papst Franziskus, bekannt für seinen einfachen Lebensstil, verzichtet auf Urlaub und arbeitet durch. Erquickung verschafft ihm in diesen Wochen jedoch Maria Grazia Magrini aus Roseto degli Abruzzi. So berichtet es die Lokalzeitung „Il Centro“ in Pescara.

Magrini, Inhaberin der Gelateria Mario Magrini, schickte Franziskus eine Eisbombe in den Geschmacksrichtungen Panna, Fior di latte und Caffe. Die entscheidende Hilfestellung zu der freundlichen Geste kam den Angaben zufolge von einem Bürger aus der unweit gelegenen Klein-

stadt Basciano, der mit dem Papst gut bekannt sein soll. Er bestellte bei Magrini, einem Familienunternehmen von durchaus gutem Ruf, die Spezialität des Hauses, einen „Matto-ne“, wörtlich eigentlich „Backstein“.

Für die Gelateria Magrini, gelegen in einem ansonsten unauffälligen Lokal an der vielbefahrenen Uferstraße von Roseto mit Blick auf die Adria, war es zweifellos ein besonderer Auftrag. Gegründet 1921, steht der kleine Traditionsbetrieb gewissermaßen am Beginn eines Jubeljahres. Was könnte schöner sein, als zum 100-jährigen Bestehen dem Papst ein Geschenk zu machen und seinen Segen zu erbitten? „Wie wir für Sie beten, beten Sie bitte auch für uns“, schrieb Familie Magrini auf ein begleitendes Kärtchen.

Der Mittler aus Basciano übernahm den heikelsten Teil. Dem Heiligen Vater, der sich einmal als Papst „vom anderen Ende der Welt“ vorstellte, brachte er die Eisspezialität vom anderen Ende Italiens: gut 200 Autokilometer quer über den italienischen Stiefel, wohlverpackt in Styropor, aber eben doch unter prekären Bedingungen. Franziskus, heißt es jedenfalls, sei gerührt gewesen. Ein Mitarbeiter rief in Roseto

an und warnte die Spender vor, es könne demnächst ein persönliches Dankeschön folgen.

Ein paar Tage später klingelte bei Maria Grazia Magrini laut „Il Centro“ wieder das Telefon, und der Papst war dran. Er lobte den Matto-ne. Dann sprach man eine Viertelstunde über Speiseeis und Religion. Das Unternehmen wolle dazu keine Erklärung abgeben, schreibt die Zeitung. Und selbstverständlich sickern aus der Papstresidenz Santa Marta weniger Informationen als Eis aus einer Styroporbox. Magrini's Facebook-Seite erwähnt das frohe Ereignis mit keiner Silbe.

Eis auf Basis von Mate-Tee

Die Geschichte klingt jedenfalls plausibel. So schwebt beispielsweise um das Lokal „Hedera“ unweit des Vatikans die Aura der „Gelateria des Papstes“. Der Inhaber Francesco Ceravolo, studierter Jurist und Eismacher aus Passion, schickte 2013, im Jahr seiner Unternehmensgründung und der Wahl von Franziskus, eine Eistorte in den Vatikan und gilt seitdem als Lieferant des päpstlichen Hauses. Als Marketing-Gag erfanden Genueser Gelateria zum Besuch des Papstes 2017 zwei Sorten, die auf seine argentinische Heimat anspielten: „Dulce de leche“ und ein Sorbet auf der Basis von Mate-Tee.

Dass Franziskus einen „süßen Zahn“ hat, ist unbestritten und psychologisch begründet: „Gott ist groß, er ist der Gott der Herrlichkeit, er ist mit dir auf dem Weg und gibt dir sogar ein Eis, wenn's nötig ist“, sagte er einmal. Er bezog sich dabei auf eine schmerzhaft Mandeloperation, der er sich als Kind unterziehen musste und nach der er mit Eiscreme beköstigt wurde.

Wenigstens ein Detail gab Maria Grazia Magrini zu den Eis-Vorlieben des Papstes preis. Unter den drei zugesandten Geschmacksrichtungen soll „Caffe“ sein besonderes Lob gefunden haben. *Burkhard Jürgens*



▲ Besonders Eis mit der Geschmacksrichtung „Caffe“ schmeckte Papst Franziskus. Auch in dieser Eisdiele in Kalabrien ist ihm eine Sorte gewidmet. Foto: KNA

DIE WELT



PROTESTE IN HONGKONG

Ein Abkommen für Chinas Kirche

Der Umgang Pekings mit der Demokratiebewegung erschwert den Dialog mit Rom

ROM/HONGKONG – Die Gespräche zwischen dem Heiligen Stuhl und der Volksrepublik China drehen sich momentan um den Umgang Pekings mit der Demokratiebewegung in Hongkong. Bis vor kurzem war vor allem die Frage der Anerkennung Taiwans als unabhängiger Staat ein Stolperstein im Dialog zwischen beiden Seiten. Nun hat die Entwicklung in der ehemaligen britischen Kolonie neue Schwierigkeiten in den vatikanisch-chinesischen Beziehungen ausgelöst.

Mit dem Ende des sogenannten vorläufigen Abkommens zwischen der Volksrepublik und dem Heiligen Stuhl müssen diese jetzt offen angesprochen werden. Wenige Wochen, bevor das Rahmenabkommen ausläuft, zeigt man sich in China jedoch zuversichtlich, dass eine weitere Übereinkunft zustandekommen werde. Das zumindest ist die Haltung, die die chinesische Parteizeitung „Global Times“ vor wenigen Wochen publik machte. Dabei betont die Regierung in Peking, es sei der Wille des Vatikans, das vorläufige Abkommen weiterzuführen.

Mehr noch: Der Beitrag geht davon aus, dass die katholische Seite nun auf eine „dauerhafte Abmachung“ dränge. In diesem Sinn wird der stellvertretende Vorsitzende der Chinesischen Bischofskonferenz zitiert, Bischof Zhan Silu von Mindong. Er war einer der sieben Bischöfe, die Papst Franziskus im Herbst 2018 – nach Abschluss des vorläufigen Abkommens – nachträglich anerkannte.

Chinas katholische Christen sind zum einen in der vom Staat kontrollierten „Patriotischen Vereinigung“ organisiert, die in der Vergangenheit Bischöfe ernannte, ohne die Zustimmung aus Rom einzuholen. Daneben existiert die Untergrund-



▲ Kardinal Joseph Zen (Mitte) hielt im August 2019 im Hongkonger Victoria Park mit Gläubigen eine Gebetsandacht für Demokratie und Freiheit. Foto: KNA

kirche, die von den Behörden verfolgt wird. Dem Vatikan geht es darum, alle Katholiken im Land zu schützen und ihnen die Möglichkeit zu geben, ihren Glauben zu leben. Um dies zu erreichen, nehmen der Papst und seine Vermittler das Risiko in Kauf, dass die Haltung des Vatikans von Kritikern in Frage gestellt wird.

Das vorläufige Abkommen wurde im September 2018 für eine Dauer von zwei Jahren geschlossen. Der genaue Inhalt des Vertrags wurde nicht öffentlich bekannt. Der Vatikan teilte damals jedoch mit, es gehe vor allem um die Ernennung von Bischöfen sowie die Regelung von Diözesangrenzen.

Umstritten ist vor allem die „Befugnis“, die der Heilige Stuhl dem chinesischen Staat gewähre und so das Engagement der Gläubigen der Untergrundkirche gefährde, sagen Kritiker des Abkommens. Im Vatikan selbst überwiegt die Haltung, man habe keine andere Wahl, wenn man den Katholizismus in China nicht existenziell gefährden und den

Dialog mit der Führung des Landes nicht vollends aufgeben wolle.

Bedenken werden in Rom seit einigen Monaten aber vor allem angesichts des chinesischen Umgangs mit den Protesten in Hongkong – und damit in Verbindung stehenden Gläubigen – laut. So sorgte vor kurzem die Verhaftung des Hongkonger Multimillionärs und Förderers der Kirche Jimmy Lai für Proteste von Seiten der einheimischen Katholiken. Lai wird eine Zusammenarbeit mit „ausländischen Kräften“ vorgeworfen.

„Ein Land, zwei Systeme?“

Einige von ihnen fürchten, Persönlichkeiten der katholischen Kirche könnten die nächsten Opfer des neuen chinesischen Sicherheitsgesetzes sein. Lais Verhaftung geschah auf Grundlage des neuen Gesetzes zur nationalen Sicherheit, das am 30. Juni in Kraft trat und das bis dahin geltende politische Modell „Ein Land, zwei Systeme“ de facto beendete. Nach diesem Gesetz soll

Lai zu lebenslanger Haft verurteilt werden.

Der katholische Medienmogul gehört zu den glühenden Verfechtern der bisher gewohnten Freiheiten kirchlicher Persönlichkeiten in Hongkong. Einige von ihnen kritisierten zuletzt das neue Gesetz öffentlich, zum Beispiel Kardinal Joseph Zen, der emeritierte Bischof von Hongkong. Er gilt nicht nur als hartnäckiger Gegner des Pekinger Regimes, sondern verurteilte auch die vatikanisch-chinesische Vereinbarung mit scharfen Worten.

Dem Kardinal soll Lai 20 Millionen US-Dollar gespendet haben, um damit die Untergrundkirche zu unterstützen. Einem Zeitungsbericht zufolge sind die meisten dieser Mittel zur Stärkung der pro-demokratischen Bewegung in Hongkong verwendet worden. Kardinal Zen erklärte wiederholt, er sei bereit, verhaftet zu werden.

Sein Nachfolger als Bischof von Hongkong, Kardinal John Tong, bezog zum neuen Sicherheitsgesetz nicht explizit Stellung. In der Wochenzeitung der Diözese äußerte er jedoch, er glaube nicht, dass das Gesetz die Religionsfreiheit bedrohe. Zen kommentierte das mit der Vermutung, sein Nachfolger habe diese Erklärung abgegeben, um die chinesischen Behörden zu besänftigen. Die Äußerung gebe nicht Tongs ursprüngliche Position wieder.

Auch das „Schweigen“ von Papst Franziskus in Bezug auf das Vorgehen Pekings in der ehemaligen britischen Kolonie kritisierte Zen wiederholt. Noch ist unklar, welche Haltung der Papst in dem Konflikt einnehmen wird. Sicher ist, dass jede kritische Position des Vatikans das Risiko in sich birgt, dass der Druck auf die chinesischen Katholiken wächst und ein neues, endgültiges Abkommen in weite Ferne rückt.

Mario Galgano

Aus meiner Sicht ...



Veit Neumann, früherer Nachrichtenredakteur unserer Zeitung, wirkt heute als Professor für Pastoraltheologie in St. Pölten.

Veit Neumann

Dank an polnische Katholiken!

Große Veränderungen stehen an, wenn mutige Menschen unerträglichen Strukturen Widerstand entgegensetzen. Das geschah vor 40 Jahren, im August 1980, als in Danzig die Streikbewegung *Solidarność* ihr Wirken ausbaute und sich zur unabhängigen Gewerkschaft erklärte. Es war ein Akt der Zivilcourage, gegen das sozialistische Regime, die brutal durchgesetzte Alleinherrschaft der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei, aufzustehen.

Solidarność stellte das abgewirtschaftete Ostblock-System effektiv in Frage. Ohne die Wahl Johannes Pauls II. zum Oberhaupt der katholischen Weltkirche 1978 wäre dies undenkbar gewesen. Hinter dem Umbruch, den

Solidarność verkörpert, standen der Papst aus Polen und sein christliches Bild vom Menschen.

Sicher hatte der Ostblock, von Beginn an durch militärische Macht zusammengehalten, schon zuvor Risse bekommen. Aber dass er ernsthaft und grundsätzlich in Frage gestellt würde – davon war kaum jemand ausgegangen. Durch die Vorgänge in Polen war die Erschütterung des menschenverachtenden Systems umso heftiger und nachhaltiger. Davon ausgehend zeigten die 1980er Jahre beschleunigt, wie morsch und brüchig es war. Das führte 1989, selbst dann noch unerwartet, zur Implosion des sowjetischen Herrschaftsbereichs.

Solidarność war nicht nur eine Idee, sondern der lebende Beweis dafür, dass der Sozialismus gescheitert war. Menschlich war und ist er nie gewesen – er war nur eine der fatalen Ideologien, die der Nihilismus des 19. Jahrhunderts zusammen mit Nationalismus und Rassismus ins 20. Jahrhundert spülte.

Das Wirken von *Solidarność* erscheint heute selbstverständlich. Aber es war gefährlich. Immer wieder waren im Ostblock Freiheitsbewegungen niedergewalzt worden. Der Widerstand war sehr mutig. Den polnischen Katholiken und dem heiligen Johannes Paul II. gebührt dafür Dank. Mit ihrem Einsatz haben sie persönlich Geschichte bewegt.



Professor Ludwig Mödl ist seelsorglicher Mitarbeiter in Heilig Geist München.

Ludwig Mödl

Die Kirche ist keine Religionsfirma

Zur Instruktion der Kleruskongregation vom 29. Juni 2020 äußerten sich einige Bischöfe kritisch – ebenso viele engagierte Kleriker und Laien, die eine Reform der Kirche wünschen und ihr ein moderneres Gesicht geben wollen. Sie alle deuten das römische Papier als Beanstandung der Maßnahmen, die vornehmlich in deutschen Bistümern eingeleitet beziehungsweise schon durchgeführt wurden, vor allem die Neuordnung der Pfarrestrukturen.

Diese waren, so erlaube ich mir zu urteilen, wenig theologisch durchdacht, sondern wurden aus pragmatischen Gesichtspunkten geplant. Etwa wegen des Priestermangels oder wegen finanzieller Engpässe. Oft stecken die Vorschläge säkularer Berater dahinter, welche die Kirche

als eine Institution für Weltanschauungsfragen und Lebensberatung sehen.

Die Instruktion aus Rom enthält – außer einigen zugegebenermaßen wenig hilfreichen Hinweisen auf Konkretisierungsmöglichkeiten – zunächst nichts anderes als das, was bisher Standard kirchlicher Organisation war. Die Tendenz dieser Instruktion freilich will darauf aufmerksam machen, dass bei dem Prozess der Neugestaltung ein Defizit auftritt, das die Verantwortlichen offensichtlich nicht sehen oder sehen wollen: In einigen Bereichen findet eine Selbstsäkularisierung und eine Funktionalisierung des kirchlichen Handelns statt, die das Sakrale zurückdrängt, die Bedeutung der Weiheämter marginalisiert

und damit die Sakramentalität der Kirche verblasen lässt.

Die äußeren Formen der heiligen Handlungen sind nicht nur ein „religionsgeschichtliches Relikt“, wie ein reformierter Kollege meinte. In ihnen vollzieht sich vielmehr das Heilsgeschehen. Die Aktivitäten der sakramental Geweihten darf man daher nicht als Anmaßung oder Klerikalismus verurteilen und das ganze kirchliche Handeln nicht nur nach funktionaler Praktikabilität verändern.

Die Kirche ist keine Religionsfirma für Weltanschauungsfragen und Lebensbegleitung! Sie gründet in Christus und dient mit ihrer Heilungsvermittlung dem Gottesreich. Darauf will die Instruktion aufmerksam machen.



Johannes Müller ist Chefredakteur unserer Zeitung.

Johannes Müller

Erst die Worte, dann die Bücher?

Entgegen weitverbreiteter Annahmen war die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 keine von der Nazi-Führung oder gar Adolf Hitler persönlich angeordnete Maßnahme. Die „Aktion wider den undeutschen Geist“ ging von der Studentenschaft aus und wurde von Größen wie Joseph Goebbels nur unterstützt.

Unterstützung von oben gibt es auch jetzt für eine Säuberungsaktion, an deren Notwendigkeit viele zweifeln: Der Berliner Senat hat eine Neufassung des Straßengesetzes beschlossen. Damit sollen zügige Umbenennungen auch bei jenen Straßen zulässig sein, die nach Wegbereitern und Verfechtern von Kolonialismus, Versklavung und rassistischen Ideologien benannt sind oder nach Orten,

Ereignissen und Begriffen, die damit im Zusammenhang stehen.

Ein weites, ein sehr weites, ein grenzenloses Feld! Tatsächlich ist „echter“ Rassismus eine furchtbare Plage. Allerdings wird unter der Sammelbezeichnung „Rassismus“ neuerdings gerne alles mögliche hervor- und zusammengekehrt, was irgendjemandem nicht gefällt. Mit der Rassismus-Brille kann man, wenn man will, alles Vergangene für „pfui“ erklären – von Karl May bis zu Karl dem Großen.

Die Menschen in Augsburg durften dieser Tage mit dem sogenannten „Anti-Rassismus“ schon einmal Bekanntschaft machen. Ein stadtbekanntes Hotel, das jahrhundertlang „Drei Mohren“ hieß, wurde auf Druck ei-

ner lärmenden Minderheit und mangels Rückgrat umbenannt. Als wäre der neueste Duden ein Gesetzbuch, das über Sein und Nicht-Sein entscheidet.

Es gibt noch andere, bedenkliche „Säuberungen“: Wegen angeblicher „Geschlechtergerechtigkeit“ werden gewachsene Grammatik, Verständlichkeit, Präzision und Literatur von Jahrhunderten dem Geschwätz der „Gender Studies“ geopfert. Historische Bezeichnungen, die Generationen verbinden und nie gestört haben, müssen nur deshalb weichen, weil es Diversitäts-Puristen nicht nur sauber, sondern rein haben wollen. Dabei offenbart sich sehr oft genau jene Geisteshaltung, die doch angeblich bekämpft werden soll.

Leserbriefe

Haustier statt Frau?

Zu „Ganz Gott dienen“ (Leserbriefe) in Nr. 31:

Somit sollen also die katholischen Geistlichen eine Ehefrau durch Mitbrüder, Eltern oder Geschwister und sogar durch Haustiere ersetzen?

Jakob Förg, 86199 Augsburg

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder leser@bildpost.de

Umstrittene Instruktion

Zu „Misstrauen gesät“ in Nr. 31:

Eines steht für mich fest: Von Papst Franziskus ist dieses Papier nicht. Das haben einige der intriganten purpurroten Herren ohne sein Zutun verfasst. Franziskus ist der größte Papst der Weltgeschichte. Nur einige wollen es nicht wahrhaben und bekämpfen ihn. Sein ganzes Wirken dient den Menschen, vor allem den Armen. Das wollen nicht alle anerkennen. Dieser Mann weiß, was Armut bedeutet. In Rom nicht alle!

Josef Fehle, 86453 Dasing

Kardinal Marx und andere beklagen sich darüber, dass mit ihnen nicht im Voraus gesprochen worden sei und dass es nicht sein kann, dass einer was sagt und die anderen müssten folgen. Aber wie ist das denn mit dem sogenannten Synodalen Weg gelaufen? Müssen nicht auch hier alle folgen, wie es der Kardinal und seine Mitstreiter wollen? Werden hier denn Stimmen gehört, die nicht im gleichen Ton mitklingen? Sind als „konservativ“ abgestempelte Personen oder Gruppen überhaupt gehört und ernst genommen worden?

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Taktische Spielchen

Zu „Sonntagsöffnung“ (Kurz und wichtig) in Nr. 31:

Von welchem Teufel wurde die FDP geritten, anlässlich der Corona-Krise zu fordern, an zwölf Tagen im Jahr sonntags die Geschäfte zu öffnen, um die Konjunktur anzukurbeln? Die FDP unter Christian Lindner versucht, mit taktischen Spielchen Vorschriften zu umgehen. Die Kommunen würden sich wieder mit Klagen der Gewerkschaften konfrontiert sehen. Die FDP muss sich die Frage gefallen lassen, wessen geistiges Kind sie ist. Der Sonntag ist schließlich heilig!

Peter Eisenmann, 68647 Biblis



▲ Papst Franziskus. Der Leserbriefautor geht davon aus, dass die umstrittene Instruktion zur Pfarreienreform ohne sein Zutun entstanden ist. Foto: KNA

Man hat seit längerem den Eindruck, in der katholischen Kirche in Deutschland werden nur noch Stimmen gehört, die in eine Richtung gehen: die Kirche endlich dem Zeitgeist anzugleichen. Das ist aber nicht die Botschaft Jesu. Jesus hat nicht dazu aufgerufen, der Welt und den Menschen nachzulaufen, sondern sein Kreuz auf sich zu nehmen und ihm nachzufolgen. Seine Botschaft hat noch keiner Zeit gefallen.

Kardinal Marx spricht von Misstrauen und Spannungen, von tiefen Gräben und Spaltung. Hat er nie bemerkt, dass auch der Inhalt und die Absichten seines Bemühens, die Kirche über den Synodalen Weg zu verändern, das gleiche bewirken? Wir alle sind aufgerufen, allein auf Jesus Christus zu hören. Seine Lehre ist nicht von dieser Welt und darf dieser weder untergeordnet noch angeglichen werden.

Cordula Winter, 82362 Weilheim

Gemeinsam seliggesprochen

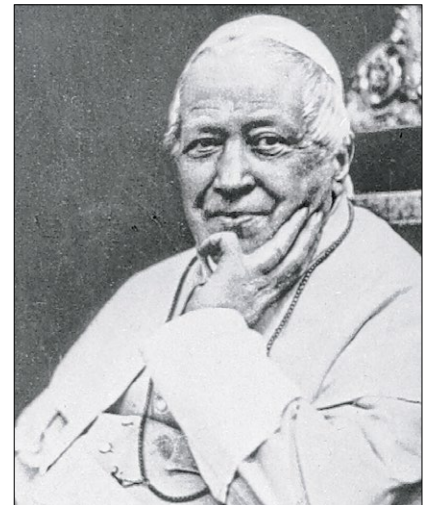
Zu „Das Dogma der Unfehlbarkeit“ in Nr. 29:

Dass nicht wenige deutsche Theologieprofessoren Papst Pius IX. und das Erste Vatikanum nicht gut finden, ist bekannt. Entsprechende Äußerungen zum Beispiel des Münsteraner Kirchenhistorikers Hubert Wolf zum 150-Jahr-Gedenken des Primat- und Unfehlbarkeitsdogmas in Interview- und Buchform waren zu erwarten. Denn im Juni 2000 haben die Kirchenhistoriker im deutschen Sprachraum einige Monate vor der Seligsprechung von Pius IX. eine Stellungnahme dagegen veröffentlicht.

Der heilige Konzilspapst Johannes XXIII., der auch ein gelernter Kirchenhistoriker und ein guter Kenner der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts war, hatte dazu eine ganz andere Meinung. Er war nämlich ein großer Verehrer von Pius IX. und wünschte sich, seine Heiligsprechung feiern zu dürfen. Wegen dieser inneren Verbindung ist es angemessen, dass

Johannes Paul II. am 3. September 2000 Pius IX. gemeinsam mit Johannes XXIII. seliggesprochen hat.

Theo Hawix, 47665 Sonsbeck



▲ Papst Pius IX. Unter seiner Ägide beschloss das Erste Vatikanische Konzil 1870 die Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubensfragen. Foto: KNA

Orte in der Bibel

Das große Lesergewinnspiel
der Katholischen Sonntagszeitung und der Neuen Bildpost

Gewinnen Sie 2 x je 500 Euro
und 30 attraktive Buchpreise!

So können Sie gewinnen:
15 Wochen lang gibt es jede Woche eine Rätselfrage. Ihre Wochenlösung tragen Sie bitte in die vorgegebenen Kästchen im Gewinnspielcoupon ein. Am Schluss müssen Sie nur noch die Buchstaben der nummerierten Kästchen in die Schlusslösung einfügen, um das Lösungswort zu erhalten.

Schneiden Sie den fertig ausgefüllten **Original-Gewinnspielcoupon** (von Heft Nr. 28) aus und senden Sie ihn bis **spätestens 30. Oktober 2020** an:
Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Bitte senden Sie keine Einzellösungen!

8. Rätselfrage

Welche biblische Stadt ist auch heute noch nicht nur für Christen, sondern auch für Juden und Muslime von großer Bedeutung?

13		2					

Frohe Botschaft

22. Sonntag im Jahreskreis

Erste Lesung

Jer 20,7–9

Du hast mich betört, o HERR, und ich ließ mich betören; du hast mich gepackt und überwältigt. Zum Gespött bin ich geworden den ganzen Tag, ein jeder verhöhnt mich. Ja, sooft ich rede, muss ich schreien, „Gewalt und Unterdrückung“ muss ich rufen. Denn das Wort des HERRN bringt mir den ganzen Tag nur Hohn und Spott.

Sagte ich aber: Ich will nicht mehr an ihn denken und nicht mehr in seinem Namen sprechen!, so brannte in meinem Herzen ein Feuer, eingeschlossen in meinen Gebeinen. Ich mühte mich, es auszuhalten, vermochte es aber nicht.

Zweite Lesung

Röm 12,1–2

Ich ermahne euch, Schwestern und Brüder, kraft der Barmherzigkeit Gottes, eure Leiber als lebendiges, heiliges und Gott wohlgefälliges Opfer darzubringen – als euren geistigen Gottesdienst. Und gleicht euch nicht dieser Welt

an, sondern lasst euch verwandeln durch die Erneuerung des Denkens, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene!

Evangelium

Mt 16,21–27

In jener Zeit begann Jesus, seinen Jüngern zu erklären: Er müsse nach Jerusalem gehen und von den Ältesten und Hohepriestern und Schriftgelehrten vieles erleiden, getötet und am dritten Tag auferweckt werden.

Da nahm ihn Petrus beiseite und begann, ihn zurechtzuweisen, und sagte: Das soll Gott verhüten, Herr! Das darf nicht mit dir geschehen!

Jesus aber wandte sich um und sagte zu Petrus: Tritt hinter mich, du Satan! Ein Ärgernis bist du mir, denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen.

Darauf sagte Jesus zu seinen Jüngern: Wenn einer hinter mir hergehen will, verleugne er sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben ret-

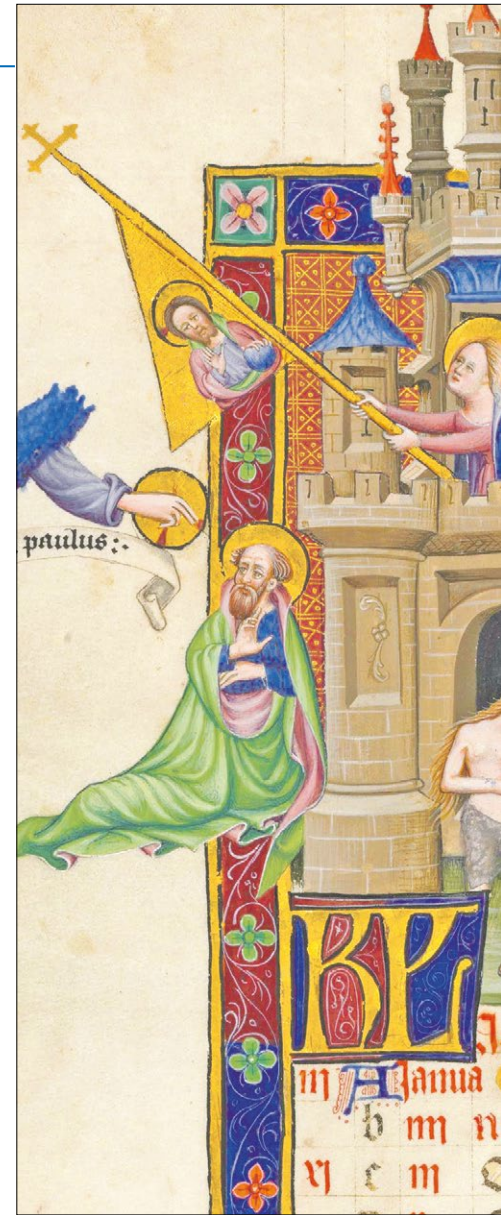
ten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es finden.

Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sein Leben einbüßt? Um welchen Preis kann ein Mensch sein Leben zurückkaufen?

Der Menschensohn wird mit seinen Engeln in der Herrlichkeit seines Vaters kommen und dann wird er jedem nach seinen Taten vergelten.

Der Monat Januar im Stundenbuch König Martins von Aragon, um 1400, Bibliothèque Nationale de France, Paris. Petrus (ganz rechts) greift den Prophezenmantel von Jeremia und stellt sich so in die Nachfolge des Autors der ersten Lesung aus dem Alten Testament.

Foto: gem



Gedanken zum Sonntag

Nachfolge heißt, sich ganz zu geben

Zum Evangelium – von Dekan Robert Neuner



Erst neulich war Petrus aufgefallen, als er Jesus zu später Nacht wachte bat, über den See auf ihn zulaufen zu dürfen.

„Komm!“, so erlaubte Jesus Petrus diesen Weg. Am vergangenen Sonntag nannte Jesus denselben Petrus den Fels, auf dem er seine Kirche bauen werde.

Heute aber wird Petrus anständig in den Senkel gestellt, Jesus heißt ihn sogar „Satan“, weil er nicht das im Sinn hat, was Gott will, sondern das, was die Menschen wollen. Jesus und Petrus geraten deswegen so aneinander, weil Petrus mit der Ankündigung des Leidens schon gleich

gar nicht zurechtkommt. „Das soll Gott verhüten, Herr! Das darf nicht mit dir geschehen!“

Wie gut für Petrus, wie gut für uns alle, dass Gott das nicht verhütet, sondern das Liebeswerk des Sohnes am Kreuz angenommen hat! Fast könnte man meinen, dass uns dieser Sonntag einlädt, den Karfreitag dieses Jahres, den wir ja nicht so begehen konnten, wie wir das sonst kennen, gleichsam nachzuholen und uns unter das Geheimnis von Golgotha zu stellen. Jesus fordert uns heute zur Nachfolge unter dem eigenen Kreuz auf und macht so deutlich, dass er nicht nur ein kleines Stück, einen Teil von uns will, sondern uns ganz!

Wer meint, etwas von seinem Leben zurückbehalten zu können, wird das Leben niemals in seiner

ganzen Fülle genießen dürfen. Wer sich aber – ohne Angst, zu kurz zu kommen – einlässt auf das Leben, wer sich dieser Welt nicht schuldig bleibt, der wird das Leben mit seinem ganzen Reichtum erfahren. Das sind nicht nur Aussichten für den Tag, an dem der Menschensohn mit seinen Engeln in der Herrlichkeit des Himmels kommen wird.

Wer sich nicht wegduckt, sondern sein Leben auch mit allen Herausforderungen und Zumutungen annimmt, kennt den wahren Wert eines aufmunternden Wortes oder einer helfenden Hand. Wer einem anderen die eigene Hilfe anbietet, wird spüren dürfen, was aufrichtige Dankbarkeit ist.

Wer sich einbinden lässt in das Zusammenleben mit anderen, wer Mitverantwortung übernimmt in

den kleinen, alltäglichen Beziehungen, wird das Glück erleben dürfen, gebraucht zu sein, nicht nur der geleisteten Arbeit wegen, sondern weil da vielleicht einer die Antwort gibt: Es ist gut, dass du da bist für mich!

Wo Menschen einander solchen Reichtum des Lebens spüren lassen, machen sie sich auch aufmerksam auf den Willen Gottes. Wo Menschen das wollen, was Gott will, da bauen sie weiter an dem, was Jesus auf dem Felsen Petrus zu bauen begonnen hat. Und im Miteinander der Kirche dürfen wir immer wieder das „Komm!“ Jesu hören. Diese vertraute Stimme hat seinerzeit Petrus Mut gemacht, auf dem See aus dem Boot zu steigen und dann auch auf dem Festland der Nachfolge das eigene Kreuz zu tragen, um mit Jesus den Himmel zu erben.



Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
 Psalterium: 2. Woche, 22. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 30. August

22. Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierl. Schlussegen (grün); 1. Les: Jer 20,7-9, APs: Ps 63,2.3-4.5-6.8-9, 2. Les: Röm 12,1-2, Ev: Mt 16,21-27

Montag – 31. August

Hl. Paulinus, Bischof von Trier, Märtyrer

Messe vom Tag (grün); Les: 1 Kor 2,1-5, Ev: Lk 4,16-30; Messe vom hl. Paulinus (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Dienstag – 1. September

Messe vom Tag (grün); Les: 1 Kor 2,10b-16, Ev: Lk 4,31-37

Weltgebetstag für die Bewahrung der Schöpfung

Mittwoch – 2. September

Messe vom Tag (grün); Les: 1 Kor 3,1-9, Ev: Lk 4,38-44

Donnerstag – 3. September

Hl. Gregor der Große, Papst, Kirchenlehrer

Priesterdonnerstag

Messe vom hl. Gregor (weiß); Les: 1 Kor 3,18-23, Ev: Lk 5,1-11 oder aus den AuswL; Messe um geistliche Berufe (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Freitag – 4. September

Herz-Jesu-Freitag

Messe vom Tag (grün); Les: 1 Kor 4,1-5, Ev: Lk 5,33-39; M. vom Herz-Jesu-Freitag, Prf Herz-Jesu (weiß); Les und Ev vom Tag o. aus den AuswL

Samstag – 5. September

Marien-Samstag – Herz-Mariä-Samstag

Messe vom Tag (grün); Les: 1 Kor 4,6b-15, Ev: Lk 6,1-5; M. Unbeflecktes Herz Mariä, Prf Maria (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

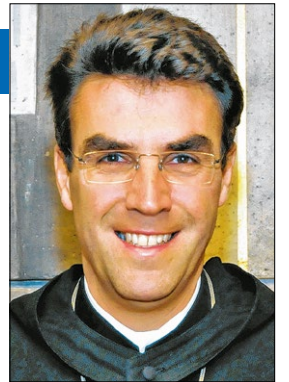
Gebet der Woche

Wenn er kommt, der Besucher,
 Der Neugierige und dich fragt,
 Dann bekenne ihm, daß du keine Briefmarken sammelst,
 Keine farbigen Aufnahmen machst,
 Keine Kakteen züchtest.
 Daß du kein Haus hast,
 Keinen Fernsehapparat, keine Zimmerlinde.
 Daß du nicht weißt, warum du dich hinsetzt und schreibst,
 unwillig, weil es dir kein Vergnügen macht.
 Daß du den Sinn deines Lebens immer noch nicht herausgefunden hast,
 obwohl du schon alt bist.
 Daß du geliebt hast, aber unzureichend,
 Daß du gekämpft hast, aber mit zaghaften Armen.
 Daß du an vielen Orten zu Hause warst,
 Aber ein Heimatrecht hast an keinem.
 Daß du dich nach dem Tode sehnst und ihn fürchtest.
 Daß du kein Beispiel geben kannst als dieses:
 Immer noch offen.

Marie Luise Kaschnitz (1901 bis 1974), Interview.

Glaube im Alltag

von Abt Johannes Eckert OSB



Vor einiger Zeit konnte eine Ordensfrau ihre 80-jährige Profess feiern. Auf ihr Lebensmotto angesprochen, meinte sie: „Mit jeder Möglichkeit rechnen, dann ist man nie enttäuscht!“

Mich beeindruckt die Antwort. Zum einen zeugt sie von einer großen Weite im Glauben. Für Gott ist alles möglich, auch das Unmögliche und Unangenehme, lautet die Überzeugung der Jubilarin. Zum anderen spiegelt ihr Lebensmotto eine große Flexibilität, die ihr in ihrem langen Leben half, sich auf neue Aufgaben und Herausforderungen einzulassen.

Mal ging es darum, überraschend eine neue Stelle anzutreten. Ein anderes Mal war von ihr gefordert, mit einer Mitschwester zusammenzuarbeiten, mit der sie sich schon im Noviziat schwer tat. Beim Älterwerden gelang es ihr, manches loszulassen und hinzunehmen, dass vieles nicht mehr geht. „Mit jeder Möglichkeit rechnen, dann ist man nie enttäuscht!“: Das fordert die Bereitschaft zum ständigen Umdenken und zum Neuanfang.

Diese offene Haltung wurzelt tief im Evangelium, wenn Jesus sein Wirken mit den Signalworten beginnt: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15). Das griechische Wort „metanoein“, das hier verwendet wird, meint „umdenken, sich neu orientieren“. Es ist also weniger ein Wort, das ein Zurück in die Vergangenheit meint, wie manchmal die Begriffe Umkehr und Buße gedeutet werden, sondern Offenheit fordert für das, was auf

uns zukommt, das heißt die Zukunft ist.

Jesus ruft dazu auf, dass wir uns neu orientieren und uns nach vorne ausrichten. In diesem Sinn geht er uns voraus und ist uns Vorbild, an dem wir unser Leben ausrichten können, wenn die Engel nach seiner Auferstehung verkünden: „Er geht euch voraus nach Galiläa, dort werdet ihr ihn sehen“ (Mk 16,7).

Jesus geht uns nicht hinterher, weder verfolgt er uns, noch treibt er uns an, noch will er uns in die gute alte Zeit zurückholen. Er geht uns voraus, das heißt, er ist in dem zu finden, was auf uns zukommt.

Ich gebe zu: Manchmal habe ich Angst vor Neuem und will mich ins Vergangene, ins Vertraute flüchten. Und dennoch gilt: Wir werden vom Evangelium ermutigt, uns der Zukunft zu öffnen. Was bedeutet das für uns Christen, für unsere Kirche im Blick auf die Umbrüche und Abbrüche, die wir derzeit erleben?

Mir hilft es, wenn Jesus den Blickwinkel weitet: „Denkt um, orientiert euch neu, glaubt an das Evangelium, ich gehe euch voraus!“ Oder, wie es die Ordensfrau schlicht und weise formulierte: „Mit jeder Möglichkeit rechnen, dann ist man nie enttäuscht!“

Daher freut es mich, wenn ich an einer Kirchentür ein Schild finde, auf dem zu lesen ist: „Die Kirche ist offen!“ Und man könnte noch hinzufügen: Und nicht: „Wegen Reinigungsarbeiten geschlossen.“

WORTE DER GLAUBENSZEUGEN:
RUDOLF MANDRELLA

„Niemand hat mich stolzer gemacht“



Am 17. Mai 1943, dem 102. Tag seiner Haft, begann Mandrella, den Verlauf seiner Tage zu verzeichnen – „der letzten, wie ich glaube“.

Den Tod vor Augen bekannte er: „Mein ganzes Leben war in religiöser und auch in anderer Beziehung eine Halbheit.“ Er bat um das Neue Testament und notierte: „Der große Gewinn dieser Tage – warum, o Gott, ist der Preis so schwer – ist die Lektüre der Heiligen Schrift, die ich nie gelesen habe.“ „Mein kleines Bändchen vom Neuen Testament ist mir lieb geworden. Ich nehme es manchmal abends, wenn ich ins Bett gestiegen bin, vom Tisch in die Hand. Es ist mir, als ob ich die Hand eines Freundes ergreife.“

Im Gebet fühlte er sich seiner Frau und den Kindern nahe. Ihnen galt seine ganze Liebe. Am 21. Juli schrieb er: „Morgen oder übermorgen erwarte ich Maria. Es ist das Schönste in meinem Leben. Ich habe auf dem Tisch, vor dem Bild der Kinder, eine kleine Photographie

von ihr, die ich liebe. Sie lächelt. Alle Liebe liegt in ihrem Gesicht.“

Über seinen fünfjährigen Ältesten schrieb er: „Das Band zu Michael ist voll der schönsten Erinnerungen meines Lebens. Wie gern ging ich mit ihm im Winter durch die Dunkelheit. Ich fasste seine kleine Hand und sagte, ich habe mich verlaufen, und er versuchte, mich dann richtig zu führen ... Ich kann mich an nichts Schöneres im Leben erinnern. Warum kann ich ihm und den anderen nicht Freund und Führer sein in das Leben, in das sie schreiten werden? Ich werde den Herrn und ihren Schutzengel bitten, vor allem St. Michael, dass er mich in besonderer Weise ersetzen soll.“

Am 25. August endet das Tagebuch. An seinem Todestag, dem 3. September, schrieb er zum Abschied an seine Frau: „Liebe Maria! Meine Hoffnung, Dich noch zu sehen, hat sich nicht mehr erfüllt. Ich wurde heute hierher gebracht. Noch einmal sah ich die Potsdamer Gegend, erblickte die Wälder, die ich so liebe.

Glaubenszeuge der Woche

Rudolf Mandrella

geboren: 6. März 1902 in Auschwitz
hingerichtet: 3. September 1943 in Brandenburg-Görden
Gedenken: 3. September

Mandrella war Mitglied des katholischen Jugendbunds Quickborn. Er wurde zunächst Zollbeamter, konnte dann aber Rechtswissenschaft studieren und wurde Amtsgerichtsrat in Berlin-Köpenick. Aus seiner 1936 geschlossenen Ehe gingen drei Söhne hervor. Um der Einberufung zur Wehrmacht zu entgehen, meldete er sich freiwillig zur Kriegsmarine. Dort nahm er Verbindung auf zu einem regimekritischen Kreis von Geistlichen um den Priester Carl Lampert. Wegen regimekritischer Äußerungen wurde Mandrella verhaftet. Generalstabsrichter Werner Lüperz nahm sich aber das Leben, um das Todesurteil gegen die Angeklagten nicht verhängen zu müssen. Nichtsdestoweniger wurde Mandrella im Mai 1943 wegen „Wehrkraftzersetzung“ zum Tode verurteilt und später hingerichtet. *red*

Mit Dankbarkeit denke ich an alle Stunden, die ich draußen mit Dir verlebte. Wenn ich Dich nun auch nicht mehr hier sehe, so weiß ich doch, dass wir uns droben wiedersehen werden. Der Gedanke daran macht mich ruhig, fast heiter, so dass ich mich fast wundere, dass die Menschen vor dem Tode solch eine Angst haben. Jedenfalls wissen wir Christen, dass wir durch den Tod in ein neues, schöneres Dasein eingehen. Die ganze Zeit seit der Verurteilung ist der Gedanke an die Auferstehung mir eine Quelle des Trostes und der Freude gewesen.

Du schreibst mir in einem Deiner Briefe ins Gefängnis, es war der schönste Brief, den ich von Dir bekommen habe, dass Du erwartest, dass ich männlich sterbe. Niemand hat mich etwas stolzer gemacht als diese Deine Hoffnung. Sei überzeugt, ich enttäusche sie nicht.“

*Abt em. Emmeram Kränkl;
Fotos: Archiv des Morusverlags, ob*

Rudolf Mandrella finde ich gut ...



„... weil er ein Mann mit religiösem Tiefgang war. Dabei war er nicht weltfremd. Seine Mitgliedschaft in der katholischen Jugendreformbewegung ‚Quickborn‘ zeigt, dass er auch innerkirchlich nach neuen Wegen der Frömmigkeit suchte. Es ist eine tiefe Verwurzelung in der Spiritualität der Liturgie, wenn er vor seiner Hinrichtung an seine Frau Maria schreibt: ‚Wenn Du kommunizierst, denke an mich. Es ist auch die mystische Gemeinschaft, die auch nach dem Tode zwischen uns fortbestehen wird.‘“

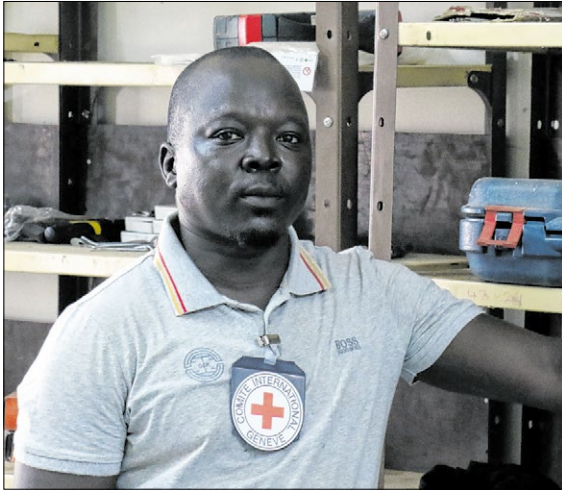
Pfarrer Lutz Nehk, Beauftragter für Erinnerungskultur und Gedenkstättenarbeit im Erzbistum Berlin

Zitate

von Rudolf Mandrella

Im Abschiedsbrief Mandrellas an seine Frau heißt es weiter:

„Zu dem Schicksal, das der Herr mir auferlegt hat, sage ich ein starkes Ja! Traurig macht mich nur der Gedanke an Dich und die Kinder, an den Schmerz, den ich Dir und Deinen Angehörigen gemacht habe. Ich bete, dass Gott die Kinder segne. Mögen sie meiner manchmal, wenn sie groß geworden sind, in Liebe gedenken. Erziehe sie zu aufrechten, wackeren, freudigen Männern und Christen. Ich habe eben den Leib des Herrn empfangen. Ich bekenne, dass das Leben groß und schön ist, ein Abglanz ewiger Herrlichkeit. Wenn die Kinder groß sind, sage ihnen, ich habe sie sehr geliebt. Sie waren mir nach Dir das Liebste auf der Welt. Es küsst Dich in aller Liebe, in menschlicher und göttlicher, Dein Rudi!“



▲ Geoffrey Bilal, Rollstuhltechniker im Südsudan.



▲ Clara Okafor, OP-Schwester in Nigeria.



▲ Mohamednoor Dube, Nothilfekoordinator in Somalia.

HUMANITÄRE HILFE IN AFRIKA

Rettung vom Homeoffice aus

Corona hat den Einsatz von Mitarbeitern des Roten Kreuzes grundlegend verändert

PRETORIA – Sie arbeiten häufig unter sehr gefährlichen Bedingungen: humanitäre Helfer in Afrika. Die Corona-Pandemie hat ihren Arbeitsalltag noch um einiges schwieriger gemacht. Nothilfe für Somalia muss nun aus dem Homeoffice koordiniert werden. Im Südsudan erhalten Soldaten Trainings über Social Media.

Als Helfer in Somalia wird Mohamednoor Dube oft für seinen Mut bewundert. „Die Wahrheit ist, dass auch wir verwundbar sind. Oft sind wir nicht nur Ersthelfer, sondern selbst Überlebende.“ Seit fünf Jahren arbeitet Dube für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) in dem Bürgerkriegsland, wo er die finanzielle Nothilfe für Bedürftige koordiniert.

„Das Land leidet unter Konflikten, Gewalt und den Folgen des Kli-

mawandels. Unsere Aufgabe besteht im Wesentlichen darin, den Menschen durch diese Krisen zu helfen.“ Normalerweise besucht er die Notleidenden persönlich, um sich ein Bild zu machen. Doch seit Corona arbeitet Dube in seiner Wohnung im Nachbarland Kenia. Hungernde und Vertriebene werden nun vom Homeoffice aus gerettet.

Der Terror der Islamisten

Covid-19 hat den Job-Alltag weltweit auf den Kopf gestellt. Für Krisenhelfer in Afrika bedeutet das Virus neben Bürgerkrieg, Heuschreckenplagen und Hungerkatastrophen eine weitere Herausforderung. Clara Okafor ist seit fünf Jahren beim Roten Kreuz. Als OP-Schwester arbeitet sie in der nigerianischen Stadt Maiduguri, Hochburg der islamistischen Miliz Boko Haram.

Als der Terror 2009 begann, war sie als staatliche Pflegerin tätig. „Wir mussten ansehen, wie Frauen und Kinder an Krankheiten starben, die an sich vermeidbar und heilbar gewesen wären.“

Heute kümmert sich Okafor um Kriegsverletzte. Die werden meist mit Verbrennungen oder Schusswunden eingeliefert. Die Corona-Krise habe die Bettenkapazität in ihrem Flügel auf die Hälfte reduziert, erzählt sie. Seit Ausbruch des Virus gehe sie „mit gemischten Gefühlen“ zur Arbeit. „Ich habe Angst um meine Familie. Zugleich weiß ich, dass ich mich als Gesundheitsarbeiterin dieser Pandemie stellen muss.“ Laut WHO sind bereits rund 10 000 Ärzte und Pfleger in Afrika an Covid-19 erkrankt.

Auch Marcos Jonge Assane muss besondere Schutzvorkehrungen treffen. Im Norden Mosambiks organisiert er die Verteilung von Hilfsgütern an Vertriebene, die vor islamistischen Kämpfern flohen. Wegen Social Distancing dauert eine solche Verteilung heute etwa eine Woche statt wie früher ein bis zwei Tage.

„Vor Covid-19 konnte ich mich mit den Familien zusammensetzen, eine Mahlzeit teilen, sie umarmen, wenn sie ihre Geschichte erzählten.“ Solche Gesten, die laut Assane Vertrauen zwischen Betroffenen und Helfern herstellen, sind heute tabu. Stattdessen gebe es eine Lektion in Händewaschen, Abstandhalten und dem richtigen Tragen von Masken.

Szenenwechsel: Als sein Heimatland Südsudan vor neun Jahren unabhängig wurde, trat Geoffrey Bilal in den IKRK-Dienst ein. Im Bürgerkrieg, der die jüngste Nation der Welt seit 2013 bis vor kurzem im Griff hatte, wurden Tausende

Südsudanesen verletzt. Als Rollstuhltechniker bereiste Bilal das ganze Land und fertigte selbst im unerschlossenen Hinterland mobile Hilfsgeräte nach Maß an. „Wegen des Virus kann ich die Hauptstadt Juba nicht mehr verlassen. Für Patienten ist der Zugang zu körperlichen Rehabilitationsprogrammen stark eingeschränkt“, erzählt er.

Auch den Alltag von Johnson Taban Ufendi hat Corona grundlegend verändert. Seit 15 Jahren arbeitet er in Ostafrika mit bewaffneten Gruppen zusammen, zunächst in der sudanesischen Unruheprovinz Darfur, heute im Südsudan. „Ich bringe den Bewaffneten humanitäres Völkerrecht näher. Das bedeutet vor allem, wie jene geschützt werden müssen, die nicht an Kampfhandlungen teilnehmen: Verwundete, Kranke, Ergebene, Gefangene oder Zivilisten.“

Konflikt humaner machen

Motivation dafür schöpfe er aus seiner Vergangenheit. „Ich habe den Bürgerkrieg im Sudan durchlebt und verstehe das Leid, das der Konflikt verursacht.“ Umso härter traf ihn die Corona-Zwangspause. „Meine Arbeit mit Soldaten und anderen Bewaffneten findet vor Ort statt, in Baracken oder Armee-Übungszentren. Weil das Menschenansammlungen und lange Reisen bedeutet, konnten wir die Trainings nicht fortsetzen.“ Doch gemeinsam mit seinen Kollegen schwebt Ufendi schon eine neue Strategie vor, den Konflikt ein bisschen humaner zu machen: durch virtuelle Lehreinheiten, in denen Soldaten und Rebellen über Soziale Medien unterrichtet werden sollen.

Markus Schönherr



▲ Bedürftige warten in Pretoria, der Hauptstadt Südafrikas, auf die Verteilung von Lebensmitteln.
Fotos: imago images/Zuma Wire, IKRK (3)

„Haben aus Härtefällen gelernt“

BAMF-Vizepräsidentin über das Kirchenasyl und Glaubenswechsel als Asylgrund



◀ Im Münchner Liebfrauentempel fand im Dezember 2019 ein ökumenischer Gottesdienst mit Geflüchteten statt. Ein Boot im Altarraum erinnerte an Flüchtlinge, die im Mittelmeer ertrunken sind.

Foto: KNA

Um es konkret zu machen: Die oberfränkische Benediktinerin Mechthild Thürmer gewährt etwa einer alleinstehenden Frau Kirchenasyl mit der Begründung, sie nach Italien zurückzuschicken sei nicht zumutbar, weil sie dann auf der Straße lebt: Ist das dann nicht ein Härtefall?

Wir prüfen immer, wie es einem Flüchtling in einem anderen Land erginge, streng nach der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofes. Konkret gelten drei Grundkriterien: Er muss ein Dach über dem Kopf und ein Bett haben, er muss sich waschen können und er muss etwas zu essen bekommen. Und dabei berücksichtigen wir auch, um welche Person es sich handelt: Ist es eine alleinerziehende Mutter oder ein gesunder, arbeitsfähiger Mann?

NÜRNBERG – Ursula Gräfin Praschma (65) ist seit Mai neue Vizepräsidentin beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF). Im Interview spricht die aktive evangelische Christin über das umstrittene Kirchenasyl, die Anerkennung von religiöser Verfolgung und ihre eigene Haltung in der Diskussion um das Rettungsschiff der Evangelischen Kirche in Deutschland EKD.

Gräfin Praschma, wie steht es um das Verhältnis zwischen Bundesamt und Kirchen?

Aus unserer Sicht ist es gut. Sie sind wichtige Träger von Integrationsprojekten. Wir sprechen auf verschiedenen Ebenen regelmäßig miteinander, einmal im Jahr auch mit dem katholischen Flüchtlings-Bischof Stefan Heße und Caritaspräsident Peter Neher. Ähnliche Kontakte gibt es mit der evangelischen Kirche. In allen Gesprächen werden auch kritische Punkte angesprochen.

Ein großes Konfliktfeld ist derzeit das Kirchenasyl. Der Ratsvorsitzende der EKD, Heinrich Bedford-Strohm, sprach davon, dass es ausgehöhlt werde. Es gebe keine echte Prüfung der Härtefälle mehr, sondern eine Wiederholung alter Bescheide. Was sagen Sie dazu?

Der Eindruck mag von außen so sein, wird aber unseren Bemühungen nicht gerecht. Die verantwortlichen Mitarbeitenden würdigen die Sachverhalte individuell und sehr

sorgfältig. Ich habe mir zuletzt solche Vermerke selber angeschaut, wo genau aufgelistet wird, was für die Zuständigkeit Deutschlands spricht, was dagegen. Was ich den Kritikern zugestehen muss, ist, dass wir diese Abwägungen nicht so transparent machen. Man darf zudem nicht vergessen, dass nicht nur das Bamf über die Fälle entschieden hat, sondern meist auch Verwaltungsgerichte. Wir sind an Recht und Gesetz gebunden – können also das Vorbringen nicht anders bewerten als ein Gericht.

Aber ist es denn von der Hand zu weisen, dass mittlerweile viel mehr Kirchenasyl-Fälle nicht mehr als Härtefälle anerkannt werden?

Seit Beginn der Vereinbarung mit den Kirchen vor fünf Jahren haben wir aus den vorgelegten Härtefällen gelernt. Das heißt: Wenn wir früher zu streng waren, sind wir es heute nicht mehr. Wir erkennen jetzt Härtefälle schon im Asylverfahren an. Ein Kirchenasyl ist dann oftmals nicht mehr notwendig. Die Kirchen und andere Kritiker sehen ja immer nur die Fälle, bei denen es aus ihrer Sicht schiefgegangen ist.

Ein Vorwurf lautet, dass Härtefälle von der gleichen Abteilung geprüft werden, die auch für die in Frage stehenden Asylentscheidungen zuständig ist. Ein sauberes Verfahren?

Natürlich sind das saubere Verfahren, und für die Zugehörigkeit der Mitarbeitenden zu einer Abteilung müssen wir zurückblicken

in das Jahr 2015. Damals ist diese Vereinbarung entstanden, zugleich gab es auch die größte Zuwanderung von Flüchtlingen. Wir haben damals aus praktischen Erwägungen bei syrischen Antragstellenden das Selbsteintrittsrecht ausgeübt und auf Rücküberstellungen in andere Mitgliedstaaten der Europäischen Union im Regelfall verzichtet, in denen sie das erste Mal registriert wurden. Wir waren generell großzügiger. Jetzt wollen wir Entscheidungen aus einem Guss, auch bei Dublin-Verfahren.

Es ist also die Dublin-Abteilung, die die eigenen Entscheidungen noch einmal prüft?

Ja, aber ein gänzlich anderes Referat. Und es wird intern das Vier-Augen-Prinzip gewahrt.

Trotzdem: Der Konflikt um das Kirchenasyl scheint wieder so groß wie vor der Vereinbarung von 2015. Braucht es eine Art Update?

Wir sind für alle Gespräche offen, auch für eine gemeinsame Evaluierung, wenn es zu mehr gegenseitiger Akzeptanz führt.

Ein weiterer Brennpunkt in der Flüchtlingspolitik ist die Mittelmeerroute. Die EKD schickt nun ein Schiff zur Rettung von Flüchtlingen in Seenot. Was sagen Sie dazu, auch als in einer evangelischen Kirchengemeinde engagierte Christin?



▲ Ursula Gräfin Praschma ist Vizepräsidentin des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF). Foto: BAMF/Lopez

Es schlagen da zwei Herzen in meiner Brust. Als evangelische Christin ist für mich ganz klar: Wir können nicht zuschauen, dass Menschen im Mittelmeer ertrinken. Ich finde das gut, dass meine Kirche hier besonderen Aufwand unternimmt und große Unterstützung von der katholischen Kirche erfährt. Die darauf folgende Frage ist aber: Haben die Geretteten dann auch einen Anspruch, nach Europa zu kommen oder nicht? Gibt es vielleicht Alternativen? Diese Frage ist eine politische. Die habe ich als Vize-Präsidentin des Bundesamtes nicht zu beurteilen. Wir sind für diejenigen zuständig, die nach Deutschland gekommen sind.

Konflikte gibt es auch immer wieder, wenn die religiöse Verfolgung nach einem Glaubenswechsel nicht anerkannt wird – etwa bei Iranern. Wie reagiert da das Bundesamt?

Auch hier zählt der Einzelfall, die religiöse Identität. Der Glaube wird sehr unterschiedlich engagiert gelebt. Klar ist: Personen, die ihren Glauben sehr aktiv und nach außen wahrnehmbar leben, sind einem viel höheren Risiko ausgesetzt. Da haben wir einen eigenen Prüfauftrag.

Wie kann ein Amt das bei einer so persönlichen Frage prüfen?

Wir beziehen da auch das Umfeld ein. Eine Bescheinigung des Pfarrers oder Kirchenvorstands ist da ein wichtiges Indiz. Auch wird bei der Anhörung ausführlich darüber gesprochen, etwa welcher Prozess der Konversion vorausging. Weitere Fragen sind, ob sich der Antragssteller seiner Familie offenbart hat, wie diese reagiert hat und welche Punkte er im Christentum für wichtig erachtet, die er im Islam zum Beispiel nicht findet. Man darf von einem Volljährigen schon erwarten, dass er in der Lage ist, nachvollziehbar zu machen, was jetzt die Glaubensgrundsätze oder Praktiken sind, die für ihn den Ausschlag zur Konversion gegeben haben.

Braucht es dafür nicht entsprechend sensibilisierte Entscheider?

Das ist ein sehr wichtiger Punkt. Wir haben eine Dienstanweisung und Leitsätze, die beschreiben, wie unterschiedlich Christen in den jeweiligen Herkunftsländern verfolgt werden. Außerdem gab es im Frühjahr 2019 einen mehrtägigen Multiplikatoren-Workshop mit Mitarbeitenden aus allen 50 Außenstellen, Vertretern der evangelischen und katholischen Kirche sowie dem Bund der evangelischen Freikirchen. Trotzdem wird es sicher immer wieder Streit um Einzelfälle geben.

Interview: Christian Wölfel

FÜNF JAHRE NACH DER FLUCHT

Familie Ghazy fühlt sich wohl

Seit 2015 leben die Syrer in Berlin – Inzwischen sprechen sie gut Deutsch



▲ Sami und Theres Ghazy (von links) und Sohn Roper leben seit fünf Jahren in Berlin.

BERLIN – Im Jahr 2015 waren sie in den Flüchtlingstrecken, die über die Balkanroute und das Mittelmeer nach Europa kamen. Mit Hilfe einer Kirchengemeinde meistert die aus Syrien stammende Familie Ghazy heute ihren Alltag. In Erinnerung an ihre Heimat haben sie im Garten Olivenbäume gepflanzt.

Im Frühjahr 2015 fiel die Entscheidung, dass es so nicht weitergehen könne: Alle drei Söhne der Familie Ghazy waren in ihrer Heimat Syrien in lebensgefährliche Situationen geraten. Ihre Einberufung zum Militärdienst stand unmittelbar bevor. So wagte die Familie die Flucht nach Europa.

Zunächst machten sich die beiden älteren Söhne, Ameer und Shabel – damals 23 und 20 Jahre alt – über die sogenannte Balkanroute auf den Weg, drei Monate später

ihre Mutter Theres zusammen mit dem jüngsten Sohn Roper, damals 17, über das Mittelmeer. Als letzter folgte Vater Sami.

Nach Monaten in einer Flüchtlingsunterkunft kamen die beiden älteren Brüder im Spätsommer 2015 in Kontakt mit der katholischen Pfarrei Maria Gnaden im Berliner Norden. Die Gemeinde beschloss zu helfen: Weil die Pfarrwohnung leer stand, konnten Ameer und Shabel dort einziehen. Als einige Monate später die Mutter mit ihrem jüngsten Sohn nachkam, renovierten Mitglieder in der Nachbargemeinde Christkönig in Berlin-Lübars eine kleine Souterrain-Wohnung auf dem dortigen Kirchengelände. Dort konnte schließlich auch Sami Ghazy wohnen.

Der Anfang war – wie erwartet – alles andere als leicht: eine fremde Sprache lernen, eine Ausbildung absolvieren, das Studium wieder aufnehmen, Arbeit finden. Dazu kam das quälende Warten auf den Asylbescheid. Am härtesten traf es Ameer. Erst im Frühjahr 2017 erhielt er einen befristeten Bescheid, den er – wie die anderen Familienmitglieder – regelmäßig verlängern muss. „Das war eine schwere Zeit“, erinnert er sich.

Wie seine beiden Brüder spricht Ameer inzwischen sehr gut Deutsch. Der heute 28-Jährige absolviert ein duales Studium der Betriebswirtschaftslehre. Sein Bruder Shabel arbeitet als Möbelpacker und träumt von einem eigenen Tattoo-Studio. Roper, der Jüngste, macht eine Ausbildung zum Mechatroniker bei einem großen Automobilkonzern. Die Chancen, dass er nach Abschluss seiner Ausbildung eine feste



▲ Ameer Ghazy studiert in der Kirche in Berlin die Bibel. Fotos: KNA

Stelle bekommt, sind gut – er ist im Betrieb einer der Jahrgangsbesten.

Auch die Eltern können sich inzwischen auf Deutsch unterhalten. Auch sie haben den Einstieg in die Arbeitswelt gefunden. Sami, der in Syrien als Elektroingenieur arbeitete und unter anderem für die Straßenbeleuchtung zuständig war, jobbte bei verschiedenen Unternehmen. Er arbeitete in der Küche eines Restaurants.

Nachdem die Familie in den ersten Jahren noch auf Sozialhilfe angewiesen war, kann sie inzwischen ihren Lebensunterhalt selbst bestreiten, erzählt Sami nicht ohne Stolz. Die Familie ist dankbar für die Chance, in Deutschland ein Leben ohne Krieg, Leid und ständige Gefahr führen zu können.

Bereits in ihrer Heimat haben sich die Ghazys ehrenamtlich engagiert – und tun das auch wieder in Berlin. So hat Ameer Treffen einer Pfadfindergruppe geleitet. In der Kirchengemeinde lernte er seine Freundin kennen. Roper kümmert sich in Berlin-Mitte um Obdachlose. Alle fünf haben inzwischen auch viele deutsche Freunde und Bekannte, die sie an warmen Sommertagen gerne einladen und arabisch bekommen.

Trauer um Verwandte

Den Kontakt zu Familie und Freunden in ihrer alten Heimat halten sie vor allem übers Internet. Dabei hören sie immer wieder von den Folgen des Kriegs: Sami trauert um fünf verstorbene Verwandte, Theres um ihren Bruder, der in einem Gefecht gefallen ist.

Eine Rückkehr ist für sie im Moment ausgeschlossen: „Der Krieg ist nicht vorbei“, erklärt Roper. Derzeit würden die Lebensmittel in Syrien immer teurer. „Wir befürchten, dass Hungersnöte ausbrechen.“ Er und seine Brüder sehen ihre Zukunft in Deutschland – trotz sich häufender Anfeindungen, bemerkt Roper. Auch die Eltern fühlen sich wohl und wollen gerne in der Nähe ihrer Söhne bleiben. Alle fünf hoffen auf ein dauerhaftes Bleiberecht.

An Syrien erinnern sie zwei kleine Olivenbäume, die sie am Rande des Gartens der Kirchengemeinde gepflanzt haben. „Zu Hause hatten wir auf unserem Grundstück sehr viele davon, sie waren riesengroß“, erinnert sich Sami Ghazy wehmütig.

Birgit Wilke



▲ Nach gut einem Jahr ist Austauschschüler Liborius Thiede aus den USA zurück und wird freudig am Berliner Flughafen Tegel begrüßt. Trotz der eskalierenden Corona-Krise in Amerika brachte der junge Katholik sein Auslandsjahr regulär zu Ende. Fotos: Thiede (3), Lómelinde/CC BY-SA 3.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0>)

EINER DER LETZTEN RÜCKKEHRER AUS AMERIKA

Das Virus in Nevadas Wüste

Ein deutscher Jugendlicher erlebte die Corona-Krise in den Vereinigten Staaten mit

BERLIN – Ein Jugendlicher aus dem Erzbistum Berlin war einer der letzten deutschen Austauschschüler, der im Zuge der Corona-Krise aus den USA nach Deutschland zurückkehrte. Gut ein Jahr war er in den Vereinigten Staaten gewesen. Sein Vater, unser Autor Rocco Thiede, zieht nach dem ungewöhnlichen Austauschjahr Bilanz:

Als wir unseren Sohn Liborius in Tegel wieder in die Arme schlossen, glaubten wir kaum, dass dies der viertgrößte Flughafen der Bundesrepublik sein soll. Alles wie ausgestorben! Nahe des markanten sechseckigen Baus gab es reichlich freie Parkplätze. In der Empfangshalle waren kaum Menschen zu sehen. Dabei startete oder landete hier vor gar nicht langer Zeit im Schnitt noch alle zwei Minuten ein Flieger.

Höchste Ansteckungsrate

Nach einem Jahr Auslandsaufenthalt als Gastschüler in den USA kam der fast 17-Jährige aus einem Land zurück, das weltweit die höchsten Corona-Ansteckungsraten und die meisten Todesfälle verzeichnet. Die große Mehrheit der Austauschschüler war schon Monate früher zurückgekehrt. Liborius geht nun wieder auf das Gerhard-Hauptmann-Gymnasium in Köpenick – ausgerechnet jene Schule, welche nach den Sommerferien wegen eines Corona-Falls

in der Lehrerschaft als erste wieder schloss.

In die USA war unser Sohn gegangen, um einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen, um neue Erfahrungen zu machen und die Sprache und Kultur einer der führenden Weltmächte zu erlernen. Auch seine Geschwister waren schon im Ausland: in Peru und in Minnesota (USA). Dafür beherbergten wir Jugendliche aus Brasilien, Taiwan, Mexiko und Argentinien. Das empfanden wir immer als Bereicherung – auch wenn es nicht selten mit Herausforderungen verbunden war.

Unser Sohn war in zwei verschiedenen Familien in Reno im US-Bundesstaat Nevada zu Gast und ging dort auf die High School. Sein Austauschjahr war nicht mit dem seiner Schwestern zu vergleichen. „Corona haben wir erst gar nicht ernstgenommen“, erinnert sich Liborius. „Wir erfuhren aus dem Fernsehen davon und dachten: Ein Virus aus China, was soll uns das hier am Rande der Wüste Nevadas antun? Aber dann ging es superschnell und wir wurden vom Lockdown überrascht.“

Liborius' zweiter Gastvater ist in verantwortlicher Position bei der

Feuerwehr tätig. So erfuhr die Familie stets aus erster Hand, wie es um das Virus und die Ansteckungsgefahr steht. Das war für uns Eltern in Deutschland ein Grund, unseren Sohn bis zum geplanten Ende des Austauschs in den USA zu lassen. Die Informationen aus erster Hand haben uns bei der Entscheidungsfindung geholfen.

„Schon etwas langweilig“

Durch den „Lockdown“ war auch die „Robert McQueen High School“ geschlossen. Der Unterricht fand übers Internet statt. „In der ersten Zeit war es schon etwas langweilig“, sagt Liborius. Mit seinen Noten konnte sich in dieser Zeit kein Schüler verschlechtern. Tests durften wiederholt, verlorene Punkte wieder ausgeglichen werden. Ohnehin erlebte Liborius den US-Unterricht „im Vergleich zu Deutschland als nicht so anspruchsvoll“. Man müsse „schon richtig dumm sein, um dort nicht zu bestehen“.

Neben den klassischen Fächern Geschichte, Mathematik oder Englisch standen auch „Schauspiel im Theaterraum“, Gewichtheben und Ausdauertraining auf dem Stundenplan. Nach der Schule war „Wrestling“ dran, eine US-Version des Ringens. Im Sommer fuhr Liborius mit dem Fahrrad zur Schule. „Das macht fast keiner und war ungewöhnlich, denn jeder hat mit 16 Jahren sein eigenes Auto.“



▲ Als diese Aufnahme entstand, war Liborius' (links) Auslandsjahr in den USA fast schon am Ende. Seine Freunde will er wiederssehen, sobald dies möglich ist.



▲ Reno im US-Bundesstaat Nevada gilt als kleiner Bruder der Glücksspielmetropole Las Vegas. Hier verbrachte Liborius Thiede sein Jahr als Austauschschüler.

Das Besondere an den USA, sagt der Junge, sei die Größe des Landes. „Wir sind in die Wüste gegangen, um dort mit dem Motorrad zu fahren. Andere haben dort schießen geübt.“ Eine geplante Reise ins Disneyland fiel der Corona-Pandemie zum Opfer, ebenso ein dreiwöchiger Trip mit anderen Austauschschülern an die Ostküste, nach Washington und New York.

„Wir machten noch Späße: Cool – dann haben wir Disneyland für uns alleine! Aber einen Tag vor Reisebeginn wurde alles geschlossen.“ Von dem Geld, das die Schüler für die Reise vorab bezahlt hatten, erhielten sie nur einen Teil zurück. Dennoch ist Liborius in der Rückschau nicht traurig, dass er es nicht zu Micky Maus und Donald Duck oder in die Metropolen an der Ostküste geschafft hat: „Nicht in den Corona-Hotspot nach New York zu reisen – das war schon besser so.“

An einen Abbruch seines Austauschjahres hat Liborius selbst nie gedacht: „Ich wäre sogar noch länger geblieben“, sagt er und freut sich über die Erfahrungen, die er sammeln konnte. Neben Schülern aus Norwegen, Spanien, Portugal, Mexiko und Brasilien „war ich einer der letzten Austauschschüler in den USA“ – vielleicht sogar der letzte deutsche Austauschschüler, der wieder in die Heimat zurückkehrte.

Sein Rückflug über San Francisco und Frankfurt verlief ohne Probleme, berichtet Liborius. „Natürlich mit Mund- und Nasenschutz und der permanenten Aufforderung, Abstand zu halten und sich die Hände zu waschen.“ Auf dem Langstreckenflug hatte der Rückkehrer sogar eine Reihe für sich alleine. Ansonsten gab es an Bord wie gewohnt Essen und Trinken und zur Unterhaltung die Multimediabildschirme.

Beim Gesundheitsamt und bei Ärzten erkundigten wir uns vorab, was die Rückkehr aus einem Hochrisikoland für uns als Familie und unseren Sohn bedeutete. Die Aussagen reichten von der Aufforderung, nur ein Familienmitglied solle Liborius vom Flughafen abholen und bei der Rückfahrt das Fenster offen zu lassen, bis zur Forderung nach sofortiger Quarantäne und dem Verbot, das eigene Grundstück zu verlassen.

Negatives Test-Ergebnis

Gleich am Folgetag waren wir bei einem Hausarzt zum Corona-Test verabredet. „Der Doktor schob mir ziemlich tief das Stäbchen in die Nase“, erzählt Liborius mit einigem Unwohlsein. „Das tat etwas weh und war unangenehm. Aber der Schmerz verging schnell wieder.“ Fünf Tage später hatten wir das Ergebnis: negativ! Die gemeinsamen Sommerferien konnten kommen.

Nach wie vor hält Liborius Kontakt zu seinen Freunden in Nevada. Er hofft, sie in nicht allzu ferner Zeit einmal wiedersehen zu können. In den Osterferien hatten wir geplant, Liborius nach Rücksprache mit den Gasteltern überraschend zu besuchen – aber noch bevor wir die Flugtickets bezahlen konnten, schloss Präsident Donald Trump das Land für alle Touristen.

Vielleicht machen wir die Reise im kommenden Jahr gemeinsam mit Liborius. Die Vielfalt der USA, der dortigen Natur, der Menschen und Kulturen konnte er wegen Corona gar nicht richtig erleben. Trotzdem bleibt für ihn die Erinnerung an „ein großartiges Jahr“: „Ich habe viel dazugelernt, wurde eigenständiger. Auch sprachlich bin ich weitergekommen.“ Zeitweilig dachte und träumte er nur noch auf Englisch.



Mitten in der Coronazeit, in der der Begriff Lebensschutz ganz oben stand, verfolgten Linke und Grüne ein anderes Ziel: Die Beratungspflicht vor Abtreibungen sollte ausgesetzt werden. Frauen sollten die Abtreibungspille ohne Untersuchung nach Hause geliefert bekommen. Angeblich liege eine „Unterversorgung“ bei Abtreibungen vor.

Dieser Plan zeigt den Zynismus und die wahren Absichten von Parteien und Organisationen, denen die Gesundheit von Frauen im Schwangerschaftskonflikt und das Leben ihrer Kinder letztendlich egal sind. Frauen den Tod ihres Kindes als gute Lösung anzubieten und dies „Gesundheitsversorgung“ zu nennen, kann man nur als pervers bezeichnen.

Weitere Ziele auf dieser Agenda sind die Legalisierung der „Leihmutterchaft“, wodurch Frauen ausgebeutet und Kinder Wunschprodukte ohne Persönlichkeitsrechte werden, sowie die Abschaffung der Gewissensfreiheit: zum Beispiel durch den Vorschlag, in Universitätskliniken nur Gynäkologen einzustellen, die zu Abtreibungen bereit sind.

Das Bundesverfassungsgericht verwarf kürzlich auch die im Bundestag getroffene Regelung zum assistierten Suizid (§ 217 StGB): Die Autonomie des Men-

schen stünde über allem und beinhalte das Recht auf Selbsttötung, inklusive Mitwirkung Dritter. Auch hier wird der Schutz des Lebens dort negiert, wo er am nötigsten ist: bei Menschen, die so krank oder verzweifelt sind, dass sie nicht mehr leben wollen. Ihnen den Tod anzubieten, widerspricht der Menschlichkeit.

Umso mehr müssen wir die Dinge zu-rechtrücken, Informationen, Fakten und Zahlen nennen sowie menschenwürdige Konsequenzen daraus ziehen. Ja, es gibt Menschen, die durch Schwangerschaft, Krankheit oder andere Umstände verzweifelt sind und über den Tod nachdenken. Die humane Antwort darauf kann aber nur die Hilfe zum Leben sein, niemals die Bereitstellung der Tötung.

Der jährliche Marsch für das Leben ist ein wichtiger Baustein dieser Wertestärkung! Dazu laden wir Sie am 19. September um 13 Uhr vor dem Brandenburger Tor herzlich ein – mit Musik von Outbreak und Bernarda Brunovic, interessanten Gästen und bewegenden Geschichten.

Alexandra Maria Linder M. A.
Vorsitzende Bundesverband
Lebensrecht e.V.

Kommen Sie nach Berlin!

19.09.2020

Ein Fest für das Leben
Politik - Begegnung - Musik

www.marsch-fuer-das-leben.de

[f](https://www.facebook.com/marschfuerdasleben) [i](https://www.instagram.com/marschfuerdasleben) marschfuerdasleben

Fachtagung

18.09.2020 Berlin

Lebensbejahende Bindungen
Grenzen von Autonomie und
Selbstbestimmung



Bundesverband Lebensrecht e.V.

Landgrafenstraße 5 - 10787 Berlin

T. +49 30 644 940 39 - berlin@bv-lebensrecht.de

www.bundesverband-lebensrecht.de

Spendenkonto: DE21 3706 0193 6006 2570 10

ANSCHLÄGE IN NIGERIA

Ständig Mord und Vertreibung

Seit Jahresbeginn über 550 Tote – Stecken islamistische Motive hinter der Gewalt?

ABUJA/KADUNA – Die nigerianische Provinz Kaduna kommt nicht zur Ruhe: Regelmäßig verüben dort Extremisten Massaker an den Bewohnern. Ermittlungen gegen die mutmaßlichen Täter werden aber kaum angestellt. Dadurch wächst das Misstrauen.

Die katholischen Bischöfe von Nigeria sind verärgert – und der Gewalt müde. Das brachten sie jüngst in einer Erklärung deutlich zum Ausdruck. Unter anderem heißt es darin: „Die Morde müssen aufhören. Unsere Herzen bluten, und wir sind umso besorgter, wenn wir von den neuen Massakern im Süden Kadunas hören.“

In dem Bundesstaat im Norden des Landes waren Anfang des Monats erneut mindestens 21 Menschen ermordet worden. So lautet die offizielle Zahl der Polizei. Verbände, die in der Region die Interessen der Menschen vertreten, sprechen sogar von 33 Opfern in fünf Dörfern. Zahlreiche Häuser wurden demnach niedergebrannt.

In den Tagen danach führte das zu Protesten in Kaduna und der Landeshauptstadt Abuja. Die Regierung schütze ihre Bevölkerung nicht vor den Gräueltaten, lautet der Hauptvorwurf der Demonstranten. Dabei ist die Gewalt nicht neu, im Gegenteil: Erst zwei Wochen zuvor waren im Süden Kadunas mindestens 43 Menschen ermordet worden. Auch die verhängte Ausgangssperre hat das neuerliche Massaker nicht verhindert. In zwei Landkreisen gilt diese bis auf weiteres rund um die Uhr, an weiteren Orten von 18 Uhr bis 6 Uhr am Morgen, verkündete Kadunas Gouverneur Nasir El-Rufai.



▲ Die Terrorgruppe Boko Haram zerstörte diese Kirche im Bistum Maiduguri.

Laut dem nigerianischen Beratungsunternehmen SB Morgen wurden in der Region zwischen dem Jahresbeginn und Ende Juli mindestens 551 Menschen getötet. Die Bevölkerung erlebt ständige Gewalt, Mord und die Vertreibung der Bewohner. Dafür verantwortlich gemacht werden Milizen, deren Mitglieder zum Stamm der Fulani gehören. Die ethnische Gruppe ist in ganz Westafrika verbreitet, betreibt traditionell Viehzucht und bekennt sich überwiegend zum Islam.

Minderheit im Norden

Längst werden Stimmen laut, die von einem Genozid an der lokalen Bevölkerung sprechen. Im Süden Kadunas leben rund 30 ethnische Gruppierungen, die überwiegend dem Christentum angehören. Im Norden Nigerias, der bereits vor

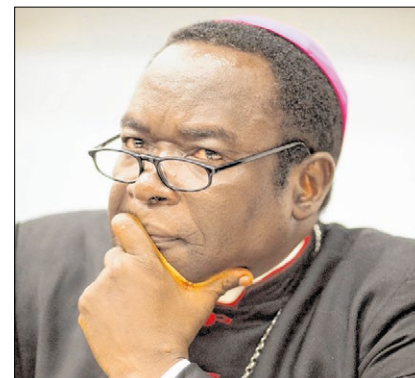
der Kolonialzeit muslimisch geprägt war, sind die Christen dagegen eine Minderheit.

Nach dem Massaker im Juli betonte die Regierung, das Sicherheitsproblem sei kompliziert. Es sei eine „teuflische Kombination aus politisch motiviertem Banditentum, tödlichen Vergeltungsangriffen und Gewalt krimineller Gangs, die aus ethnischen und religiösen Motiven handeln“. Denn auch Fulani werden ermordet, worüber nigerianische Medien aber nur selten berichten.

Kaduna, das alte Machtzentrum Nordnigerias, hat eine lange Geschichte der Unruhen. Bereits 1987 kam es in der Stadt Kafanchan nach einer Meinungsverschiedenheit von Studenten, die unterschiedlichen Religionen und Ethnien angehörten, zu Ausschreitungen.

Schwere Unruhen folgten 2000, als die Scharia eingeführt wurde. Nach den Präsidentschaftswahlen 2011 galten monatelang Ausgangssperren. Die Wahlniederlage von Muhammadu Buhari – der vier Jahre später schließlich doch noch zum Präsidenten gewählt wurde und bis heute regiert – wollten viele Jugendliche nicht hinnehmen: Hunderte Menschen starben, mancherorts wurden ganze Straßenzüge angezündet.

Versuche, die Gewalt zu beenden, gab es auf lokaler Ebene immer wieder. Es sind vor allem nichtstaatliche Organisationen, Privatpersonen und die Kirche, die sich für ein friedliches Zusammenleben einsetzen. 2016 unterzeichneten 29 Gruppierungen zudem die Friedenserklä-



▲ Bischof Matthew Kukah.

rung von Kafanchan, derzufolge friedliche Konfliktlösungen erarbeitet und etabliert werden sollten.

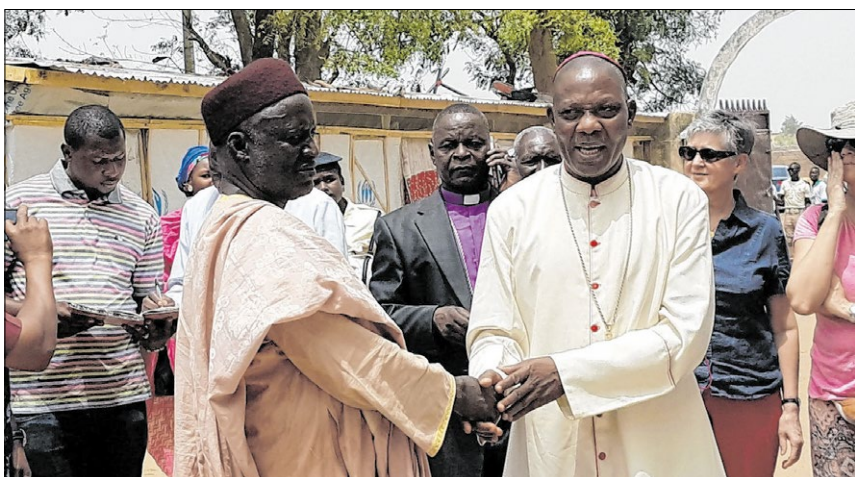
Die Gewalt beendet hat das jedoch nicht. Durch die neuerlichen Angriffe ist außerdem das Misstrauen gewachsen. Das liegt auch daran, dass es nach Überfällen kaum Ermittlungen gibt. Längst nicht immer ist klar, wer die Morde tatsächlich verübt oder sie in Auftrag gegeben hat. Karin Gänzler

Info

Bischof: Nigeria als Staat „gescheitert“

Die Gewalt durch islamistische Milizen und extremistische Hirten vom Volk der Fulani-Halbnomaden gegen Christen in Nigeria stellt einen Völkermord dar. Das hat Bischof Matthew Hassan Kukah aus Sokoto im Nordwesten Nigerias gegenüber dem Hilfswerk „Kirche in Not“ erklärt.

Am Aufstieg der terroristischen Gruppen trage die Regierung Mitverantwortung. „Es ist zu befürchten, dass die Regierung diese Gruppen unbeabsichtigt mitfinanziert – vor allem weil diese die Sicherheitsbehörden infiltriert haben. Die Ineffizienz des Militärs hat die Terroristen mutiger gemacht.“ Sein Land nannte Kukah einen „failed state“ – einen gescheiterten Staat, der seine grundlegenden Funktionen nicht mehr erfüllen könne. Der Bischof kritisierte auch die westlichen Staaten. Sie hätten keine weiteren Anstrengungen unternommen, um Nigeria zu helfen: „Wir hören Versprechungen von den USA und Europa, doch sie verlaufen alle im Sande.“ KiN



▲ In einem Flüchtlingscamp im Bistum Maiduguri arbeitet Bischof Oliver Dashe Doeme mit Vertretern der Muslime zusammen. Fotos: Kirche in Not

DER HEILIGE FIAKER

Ein Patron mit viel Sitzfleisch

Der Multihelfer und Namensgeber der Wiener Pferdekutschen starb vor 1350 Jahren

WIEN/PARIS – Er ist ein echter Europäer: Ein irischer Immigrant in Frankreich – verehrt in Paris und wirkmächtig bis Österreich und über den ganzen Kontinent: der heilige Fiacrius. Seine Eltern, obschon wohl aus obersten Adelskreisen der Gesellschaft, hätten sich bei seiner Geburt im Jahr 610 nicht träumen lassen, für wen ihr Sohn einmal als Schutzpatron fungieren würde: für Gärtner und Gebärende, für Kutscher, Taxifahrer und sogar Hämorrhoidenranke. Um 670, vor 1350 Jahren, ist er gestorben.

Seine Vita ist verwoben mit wunderbaren Legenden: Als Mönch siedelte er nach Frankreich über, wo ihm Bischof Faro von Meaux Mitte des siebten Jahrhunderts ein Waldstück bei Breuil als Grund für eine Einsiedelei zugewiesen habe. Zur Abmessung habe Fiacrius seinen Wanderstab leicht über den kargen Erdboden gezogen – und überall seien wunderbare Blumen und Blühpflanzen hervorgesprossen. Soweit also zu den Gärtnern und Blumenhändlern – die übrigens in Paris bis ins 19. Jahrhundert am 30. August, seinem Namenstag, ein großes Fest gefeiert haben sollen.

Nun begab sich aber, erzählt die Legende, dass eine Frau dem Einsiedler die Wundertaten mit seinem Stab neidete und ihn beim Bischof der Zauberei bezichtigte. Von dort zurückgekehrt, beschimpfte sie den armen Fiacrius so lange, bis der sich betrübt auf einen Stein niederließ. Dieser aber wurde unter ihm zu einem bequemen Sitz, der später im Kloster des Heiligen in Breuil auf-



▲ Ein Fiaker vor dem österreichischen Parlament in Wien. Benannt ist die Kutsche nach dem irischen Heiligen.

bewahrt und mit Erfolg von Sitzleidenden konsultiert wurde. Dies zum Thema Hämorrhoiden.

Auch nach seinem Tod bewirkte Fiacrius unter den Armen und Kranken Wunder. Viele Heilungen werden seiner Vermittlung zugeschrieben. Seine Reliquien wurden in der Zeit der Religionskriege in die Kathedrale von Meaux verlegt. Zwei kleine Teile erhielten auch die Großherzöge von Florenz, die sie in die Kapelle eines ihrer Landhäuser gebracht haben sollen.

Ein Gelübde eingelöst

Selbst die französische Königin Anna von Österreich (1601 bis 1666) pilgerte 1641 zu Fuß in die Pariser Kapelle Saint-Fiacre. Sie löste dort ein Gelübde gegenüber dem Heiligen ein, das sie einst für die Genesung ihres Mannes Ludwig XIII. abgelegt hatte. Und damit nicht genug: Dem Fiacrius schrieb sie auch zu, nach einem Gebet in der Kapelle nach 23 Jahren kinderloser Ehe von einem gefährlichen Blutfluss geheilt worden zu sein.

Kurz darauf, im September 1638, gebar sie einen Sohn. Wäre dies tatsächlich auf die Fürsprache des Heiligen zurückzuführen, so verdankte die Welt der Vermittlung Fiacriers nicht zuletzt die Geburt des Sonnenkönigs Ludwigs XIV. – und auch den weiteren turbulenten Verlauf der französischen Geschichte. Soweit zu den medizinischen und politischen Qualitäten.

Und das Transportwesen? Um 1650 – so wollen es die Chroniken – bot ein findiger Geschäftsmann, Nicolas Souvage, den Pariser Bürgern die ersten Mietkutschen an, um dem Staub und Dreck der Straße zu entfliehen. Und wo hatte er seinen Stand? In der Rue du Saint-Fiacre, vor der Kapelle oder einer Statue des Heiligen. Manche sagen auch: vor einem Wirtshaus dieses Namens. Die Idee und die Bezeichnung „Fiaker“ für die zweispännigen Mietkutschen setzte sich bald auch in anderen Ländern durch.

Die Wiener halten diese Tradition bis heute hoch: Seit 1984 feiert zu seinem Gedenktag das Wiener Beförderungsgewerbe einen Gottesdienst im Stephansdom. Dutzende Waisenkinder werden mit dem Taxi zur Messe abgeholt, während die Gärtner der Stadt die Kirche festlich schmücken. An die Passanten werden Blumengestecke verteilt. Anschließend verleben die Waisenkinder einen Nachmittag im Prater und werden am Abend nach einer zünftigen Jause wieder nach Hause gebracht. *Alexander Brüggemann*



▲ Der heilige Fiacrius auf einem Gemälde von Alessandro Allori (um 1596).

Info

Der heilige Fiacrius ist der Schutzheilige der Gärtner, Blumenhändler, Kupferschmiede, Kisten- und Gittermacher, Packer, Töpfer, Zinngießer, Ziegelbrenner, Notare, der Haut- und Hämorrhoidenkranken sowie der einstigen Grafschaft und königlichen Provinz Brie. Die christliche Kunst zeigt ihn als Einsiedler mit Pilgerhut, Stab, Schaufel oder Grabschaufel in einem Garten. Gelegentlich trägt er einen Rosenkranz. Sein Gedenktag ist der 30. August. *KNA*

Von Unheilsbringern und Heilshoffnung

Ausstellung „Glaube, Aberglaube und Zauberei“ im Straubinger Gäubodenmuseum

STRAUBING – „Glaube, Aberglaube, Zauberei“ – wer bei diesen Schlagworten ans „finstere Mittelalter“ denkt, setzt historisch gesehen viel zu spät an. Oder zu früh – je nachdem. Das Gäubodenmuseum in Straubing jedenfalls spannt einen Bogen, der bereits in der Antike beginnt – und bei neuzeitlichen Wallfahrten endet.

Abwegig ist dies nicht – angesichts des Gesamtprogramms des Gäubodenmuseums. Eine umfassende Geschichte zu Straubing und Umgebung darzustellen, ist das erklärte Konzept des Hauses. Und da nimmt die Zeit der Römer an sich schon einen großen Raum ein.

Kaum verwunderlich also, dass die Kuratoren des Museums auch bei der aktuellen Sonderausstellung bei einer mächtigen Basis ansetzen: den Göttern der Antike. „Das höchste Ansehen genossen in der Antike die Götter des Staates“, heißt es demnach einleitend zur Schau. Eine ganze Garde antiker Gottheiten dokumentiert diese Aussage. Merkur, Isis, Mars: Von den eventuell erwarteten brodelnden Hexenkesseln und Beschwörungsformeln zunächst keine Spur.

Vielversprechender klingt da schon eine Texttafel im weiteren Verlauf der Ausstellung. „Ist Voodoo in Niederbayern erfunden?“ Der aufrüttelnden Frage, die einen Kulturbeitrag des Bayerischen Fernsehens zitiert, wird im Folgenden gewissenhaft nachgegangen.

Antike Voodoo puppen

Dreh- und Angelpunkt sind hier „antike Voodoo puppen“. Harmlos sehen die meist aus Ton geformten „Zauber puppen“, die ihren Weg von einstigen Kultstätten ins Straubinger Gäubodenmuseum gefunden haben, schon auf den ersten Blick nicht aus. Eine grobe Verarbeitung wird oftmals durch eine skurrile Fratze bekrönt.

Dabei ist das eigentliche Geheimnis dieser handlichen Figuren auf den ersten Blick kaum zu erkennen. Sie wurden vor ihrer Brennung in empfindliche Körperteile gestochen: Augen, Mund, Bauch, Genitalbereich. Um dies zu zeigen, brauchen heutige Forscher keine Zauberei, sondern lediglich ein Röntgenbild.

Auch über den Hintergrund der „antiken Zauber puppen“, die vermehrt im Raum Straubing gefunden wurden, glaubt man sich heu-



▲ Die unheimlichen Stars der Straubinger Ausstellung sind Voodoo puppen aus der Antike. Sie wurden ganz in der Nähe gefunden.

te im Klaren. „Magische Praktiken waren in der Antike weit verbreitet“, heißt es zunächst. Fluchtafeln, in die Verwünschungen eingeritzt wurden, lassen sich demnach überall im Römischen Reich nachweisen. Gründe für deren Verwendung gab es genug: Flüche gegen Prozessgegner, Zaubersprüche, die die Liebe einer Frau entflammen sollten. Auch im sportlichen Wettkampf fand die Magie Einsatz. In der Arena wurde nicht selten die gesamte gegnerische Mannschaft eines Wettkampfes verflucht.



▲ Votivbilder gibt es aus verschiedensten Materialien, neben Ton, Silber und Eisen auch aus Wachs. Bei Votivgaben beschränkten sich deren Schöpfer oftmals auf das Wesentliche: ein Bein oder ein Auge, das musste reichen. Fotos: Wolke

Seltener dagegen sind die römischen Zauber puppen, die im Zentrum der aktuellen Ausstellung des Gäubodenmuseums stehen. Sieben Exemplare solcher Voodoo puppen wurden im Raum Straubing geborgen. Die „antike Gebrauchsanweisung“ hingegen, die die Ausstellung gleich mitliefert, stammt aus Ägypten – was auch die weite Verbreitung antiken Voodoos untermauert.

„Nimm Wachs oder Ton und forme zwei Figuren“, heißt es dort in etwa. Empfohlen wird, diesen die Arme auf den Rücken zu binden und – vor allem – ihnen Hirn, Augen usw. zu „durchbohren“. Allerlei Zaubersprüche sowie die Verwahrung der Puppe im Grab eines gewaltsam Gestorbenen runden das Ritual ab.

In Straubing wurden die nur sehr flüchtig als menschliche Körper geformten Figuren im „Lagerdorf“ gefunden, und zwar ein gutes Stück unter der damaligen Erdoberfläche. „Dies deutet auf eine schnelle Verscharrung hin und lässt sich damit erklären, dass diese Art von Zauberei im Römischen Reich verboten war“, so die Meinung der Archäologen. Wer die Figuren hergestellt hat, bleibt jedoch im Dunkeln. Die Gestaltung zweier ähnlicher Exemplare deutet laut Kuratoren auf einen wandernden Magier hin.

Dass die Ausstellung in Straubing die raren antiken Stücke durch eine Reihe christlicher Votivgaben ergänzt, mag sich auf den ersten Blick durch deren ebenfalls recht archaische Gestaltung erklären. So wie sich die Schöpfer antiker Voodoo puppen nicht mit der künstlerischen Ausarbeitung der von ihnen hergestellten Kultobjekte aufhielten, geht es auch bei den Votivgaben um das Wesentliche. Beine, Augen, ab und zu eine Kuh oder ein Pferd: Auch die Votivgaben beschränken sich auf das Zentrum des Interesses.

Christliche Votivgaben

Der große Unterschied: Bei den Votivbildern handelt es sich um Bittgaben. Kein böswilliger Fluch steht hier im Hintergrund, sondern die Hoffnung auf ein wiedergenesendes Bein, ein nicht versiegendes Augenlicht oder eine gesunde Kuh.

Deshalb mussten die Votivgaben auch nicht heimlich verscharrt werden. Gläubige Katholiken legten sie Jahrhunderte nach dem Abzug der voodoofreudigen Römer in ihren Wallfahrtskirchen nieder. Die Materialien dieser Zeugnisse von Volksfrömmigkeit sind nicht minder vielfältig als die dargestellten Körperteile: Votivgaben bestehen aus Holz, Wachs, Ton, Eisenblech oder Silber.

„Wirft man einen Blick auf die antiken Objekte, so fallen Parallelen zu volkstümlichen auf“, spannen die Kuratoren der Ausstellung den Bogen von den antiken Voodoo praktiken zur christlichen Volksfrömmigkeit. „Hatten in der Antike Götter bestimmte Funktionen inne, so kennen wir Ähnliches im Christentum von den Heiligen“, heißt es in der Ausstellung, die mit dieser Aussage mehr Bezug auf antike Götterverehrung denn auf Zauber puppen nimmt.

Eines steht dabei fest: Zumindest von ihrer naiven Ausführung her erinnern die Votivgaben durchaus an die einstigen Voodoo puppen. Die Anwendungsgebiete dieser Ritusgegenstände sind freilich unterschiedlich. Der Titel der Straubinger Ausstellung fasst es zusammen: „Glaube, Aberglaube und Zauberei“.

Susanne Wolke

Information

Die Ausstellung „Glaube, Aberglaube und Zauberei“ ist bis zum 8. November 2020 im Gäubodenmuseum in Straubing, Fraunhoferstraße 23, zu sehen. Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag 10 bis 16 Uhr. Weitere Informationen im Internet: www.gaeubodenmuseum.de

JUNGVOGEL ALS PFLEGLING

Das Baden ist nicht Blackys Ding

Füttern, Freigang, fliegen lernen: Hannah und Niclas ziehen ein Rabenkind auf

LINDAU – Hannah Bernhard und ihr Freund Niclas Schierz sind Rabeneltern. Und zwar im besten Sinn des Wortes. Ende Juli haben sie einen kleinen, noch flugunfähigen Rabenvogel – es dürfte eine Rabenkrähe sein – am Boden gefunden und ihn, weil er von Katzen umlauert war, in Pflege genommen. Das Ziel: ihn baldmöglichst gesund und munter in die Freiheit zu entlassen.

Hannah und Niclas waren mit dem Fahrrad auf dem Heimweg vom Baden, als ihnen ein schwarzes, verängstigtes Vögelchen auffiel, das auf dem Boden herumhüpfte, aber nicht wegflog. „Er war zu klein zum Fliegen. Seine Eltern krächten aufgeregt über ihm in einem Baum. Deshalb dachten wir erst, wir lassen den Kleinen sitzen, seine Eltern kümmern sich bestimmt. So hört man das ja immer“, erzählt Hannah.

Dann bemerkten sie eine Katze, die sich eindeutig interessierte. Aber ein Rabenkind ist größer als ein ausgewachsener Spatz. Fressen Katzen so große Vögel? Eine zweite Katze lauerte in einem Busch daneben. Da befürchteten sie, eine der Katzen würde sich den Kleinen holen. Das Vogelkind war in Gefahr. Hannah und Niclas wickelten es in ein Badehandtuch und fuhren mit ihm im Arm heim.

Zuhause bei Hannah bauten sie in einer Holzkiste ein Ersatznest für ihren Pflegling. Die ganze Familie Bernhard – Mama Anja, Papa Joachim und Hannahs Bruder Florian – adoptierte den Jungvogel willig und recherchierte, was sie nun zu tun hätte, um alles richtig zu machen. „Welches Futter braucht ein Rabenbaby?“ war die dringendste Frage. Eine Freundin von Anja Bernhard hatte schon einmal eine Krähe erfolgreich großgezogen. Sie gab den Tipp, dass Hackfleisch, vermischt mit Haferflocken und Beeren, das perfekte Futter sei. Das sah wohl auch der Jungvogel so. „Ohne Probleme hat er sich von uns gleich mit der Pinzette füttern und mit einer Spritze Wasser geben lassen“, erzählt Hannah. Vom Tierheim durften sich die Vogel-Pflegeeltern einen Papageienkäfig leihen.

Dort sitzt Blacky – so wurde der kleine Rabe in Anlehnung an Blackbeard aus den „Drei Fragezeichen“ von Hannahs Bruder Florian getauft – nun auf Naturholzstangen und fühlt sich augenscheinlich wohl.



▲ Nach seinem Flugtraining ist Blacky erschöpft. Von Niclas' Hand aus kann er leichter losfliegen. Fotos: Donner

Wenn er Hunger hat, krächert er lautstark, sperrt seinen Schnabel weit auf und begrüßt seine neuen Rabeneltern mit einem freudigen „Krar, krar“, sobald sie mit der Futterdose zu ihm kommen. „Gurz, gurz“, macht er, wenn er satt und zufrieden ist.

In den vier Wochen sei Blacky schön gewachsen und stärker geworden. Das Vogelkind hat jeden Tag Freigang und hüpfte dann neugierig am Boden herum. „Wir merken schon, dass er noch ein Kleinkind ist – er pickt nach Ameisen, spielt mit allem, was er zwischen den Schnabel bekommt, und wirkt sehr vergnügt“, erzählt Hannah. „Wir spüren auch, dass er unsere Anwesenheit genießt und sich mit uns sicher fühlt“, sagt Niclas.

Mit offenem Schnabel

Seit einer Weile startet Blacky Flugversuche, vom Arm zum Käfig etwa. Ab und zu fliegt er weitere Strecken. Wenn er aber landet, sitzt er wieder hilflos am Boden und lässt sich gerne zum Käfig zurückbringen. Denn starten kann er nur aus einer erhöhten Position. „Das Fliegen muss sehr anstrengend sein. Danach ist Blacky immer völlig erledigt, atmet mit offenem Schnabel und hat Durst“, sagt Hannah. Mit offenem Schnabel sitzt er auch, wenn ihm heiß ist. Blackys Käfig steht nun stets im Schatten.

Bei ihrer Recherche haben Hannah und Niclas auch herausgefunden, dass sie Blacky eine Bademöglichkeit bieten müssen. „Das ist

ihre Küken unter die Flügel nehmen, um sie zu wärmen oder zu schützen. Und dabei gelangt auch das wichtige Fett ins Jungvogelgefieder.“

„Zutraulich und lieb“

Blacky sei sehr klug. Er kommuniziere auf vielfältige Weise. „Wir verstehen ihn immer besser“, freut sich Niclas. „Ich fand Raben bisher nie so schön. Das waren für mich immer die Totenvögel, aber jetzt, wo ich den Vogel kenne und sehe, wie clever er ist, wie zutraulich und wie lieb, hat sich meine Einstellung völlig geändert“, sagt Hannah, und Niclas fügt hinzu: „Es ist ein schönes Erlebnis, mit einem sonst wilden Tier so nahe in Kontakt zu kommen.“

Die beiden sind ein guter Beweis, dass der Ausdruck Rabeneltern für Eltern, die sich wenig um ihre Kinder kümmern, falsch ist. Die Bezeichnung entstammt einer Fehlinterpretation des Verhaltens junger Raben, die häufig aus eigenem Antrieb unbeholfen das Nest verlassen, bevor sie eigenständig leben können. So dichtete man ihren Eltern an, nicht sehr fürsorglich zu sein. Rabenkrähen sind Nesthocker. Ihre Nestlingszeit dauert etwa 35 Tage. Wenn sie das Nest verlassen haben, werden sie aber noch weitere vier bis fünf Wochen von den Eltern mit Nahrung versorgt.

Hannah und Niclas wissen, dass die Bindung nicht zu eng werden darf, wenn der Vogel sich später in der Natur zurecht finden soll. Der Plan: Blacky so lange ein Zuhause zu bieten und ihm immer mehr Freiheit geben, bis er richtig fliegen kann und sich eines Tages von selbst verabschiedet. Susi Donner

überlebenswichtig für einen Jungvogel“, berichtet die junge Rabenmama. Denn das tägliche Bad sei die Voraussetzung für ein intaktes Gefieder. Anfangs sind die Federn junger Vögel noch nicht mit Fett imprägniert, so dass die Tiere beim Baden stark durchnässen. Nach dem Bad bringt der Vogel sein Gefieder mit dem Schnabel in Ordnung und bearbeitet es mit Fett aus seiner Bürzeldrüse. Mit jedem Bad und jeder Gefiederpflege wächst die Fettschicht. Die Federn saugen sich nicht mehr so stark mit Wasser voll.

Aber: Baden sei nicht so Blackys Ding. Er hüpfte immer sofort aus der Badeschüssel. Deshalb besprühen sie ihn mit Wasser. Würde Blacky von seinen natürlichen Eltern großgezogen, würden seine Federn ihre erste Fettschicht aus deren Gefieder erhalten. Hudern nennt man das, wenn die Altvögel

▶ Hannah wird von Blacky mit freudigem „Krar, krar“ und weit aufgesperrtem Schnabel zur Fütterung begrüßt. Die Hackfleisch-Pattys mit Haferflocken und Beeren hat Hannahs Mama Anja zubereitet.



1 Ich hatte in meiner Jugend einige Fertigkeit im Drechseln und beschäftigte mich sogar wohl etwas mehr damit, als meinen gelehrten Studien zuträglich war; wenigstens geschah es, dass mich eines Tages der Subrektor bei Rückgabe eines nicht eben fehlerlosen Exerzitiums seltsamerweise fragte, ob ich vielleicht wieder eine Nähsschraube zu meiner Schwester Geburtstag gedrechselt hätte.

Solche kleine Nachteile wurden indessen mehr als aufgewogen durch die Bekanntschaft mit einem trefflichen Manne, die mir infolge jener Beschäftigung zuteil wurde. Dieser Mann war der Kunstdrechsler und Mechanikus Paul Paulsen, auch deputierter Bürger unserer Stadt. Auf die Bitte meines Vaters, der für alles, was er mich unternehmen sah, eine gewisse Gründlichkeit forderte, verstand er sich dazu, mir die für meine kleinen Arbeiten erforderlichen Handgriffe beizubringen.

Paulsen besaß mannigfache Kenntnisse und war dabei nicht nur von anerkannter Tüchtigkeit in seinem eigenen Handwerk, sondern er hatte auch eine Einsicht in die künftige Entwicklung der Gewerke überhaupt, sodass bei manchem, was jetzt als neue Wahrheit verkündigt wird, mir plötzlich einfällt: Das hat dein alter Paulsen ja schon vor 40 Jahren gesagt. – Es gelang mir bald, seine Zuneigung zu erwerben, und er sah es gern, wenn ich noch außer den festgesetzten Stunden am Feierabend einmal zu ihm kam. Dann saßen wir entweder in der Werkstätte oder sommers – denn unser Verkehr hat jahrelang gedauert – auf der Bank unter der großen Linde seines Gärtchens.

In den Gesprächen, die wir dabei führten, oder vielmehr, welche mein älterer Freund dabei mit mir führte, lernte ich Dinge kennen und auf Dinge meine Gedanken richten, von denen, so wichtig sie im Leben sind, ich später selbst in meinen Primaner-Schulbüchern keine Spur gefunden habe.

Paulsen war seiner Abkunft nach ein Friese und der Charakter dieses Volksstammes aufs Schönste in seinem Antlitz ausgeprägt; unter dem schlichten blonden Haar die denkende Stirn und die blauen sinnenden Augen; dabei hatte, vom Vater ererbt, seine Stimme noch etwas von dem weichen Gesang seiner Heimatsprache.

Die Frau dieses nordischen Mannes war braun und von zartem Gliederbau, ihre Sprache von unverkennbar süddeutschem Klange. Meine Mutter pflegte von ihr zu sagen, ihre schwarzen Augen könnten einen See ausbrennen, in ihrer Jugend aber sei sie von seltener Anmut



gewesen. – Trotz der silbernen Fädchen, die schon ihr Haar durchzogen, war auch jetzt die Lieblichkeit dieser Züge noch nicht verschwunden, und das der Jugend angeborne Gefühl für Schönheit veranlasste mich bald, ihr, wo ich immer konnte, mit kleinen Diensten und Gefälligkeiten an die Hand zu gehen.

„Da schau mir nur das Buber!“ sagte sie dann wohl zu ihrem Mann; „wirst doch nit eifersüchtig werden, Paul!“ Dann lächelte Paul. Und aus ihren Scherzworten und aus seinem Lächeln sprach das Bewusstsein inigsten Zusammengehörens.

Sie hatten außer einem Sohne, der damals in der Fremde war, keine Kinder, und vielleicht war ich den beiden zum Teil deshalb so willkommen, zumal Frau Paulsen mir wiederholt versicherte, ich habe grad ein so lustigs Naserl wie ihr Joseph. Nicht verschweigen will ich, dass Letztere auch eine mir sehr zusagende, in unserer Stadt aber sonst gänzlich unbekanntes Mehlspeise zu bereiten verstand und auch nicht unterließ, mich dann und wann darauf zu Gaste zu bitten. – So waren denn dort der Anziehungskräfte für mich genug.

Von meinem Vater aber wurde mein Verkehr in dem tüchtigen Bürgerhause gern gesehen. „Sorge nur, dass du nicht lästig fällst!“, war das Einzige, woran er in dieser Beziehung zuweilen mich erinnerte. Ich glaube indessen nicht, dass ich meinen Freunden je zu oft gekommen bin.

Da geschah es eines Tages, dass in meinem elterlichen Hause einem

alten Herrn aus unserer Stadt das neueste und wirklich ziemlich gelungene Werk meiner Hände vorgezeigt wurde. Als dieser seine Bewunderung zu erkennen gab, bemerkte mein Vater dagegen, dass ich ja aber auch schon seit fast einem Jahr bei Meister Paulsen in der Lehre sei.

„So, so“, erwiderte der alte Herr; „bei Pole Poppenspärer!“ Ich hatte nie gehört, dass mein Freund einen solchen Beinamen führe, und fragte, vielleicht ein wenig naseweis, was das bedeuten solle. Aber der alte Herr lächelte nur ganz hinterhältig und wollte keine weitere Auskunft geben.

Zum kommenden Sonntag war ich von den Paulsenschen Eheleuten auf den Abend eingeladen, um ihnen ihren Hochzeitstag feiern zu helfen. Es war im Spätsommer, und da ich mich frühzeitig auf den Weg gemacht und die Hausfrau noch in der Küche zu wirtschaften hatte, so ging Paulsen mit mir in den Garten, wo wir uns zusammen unter der großen Linde auf die Bank setzten. Mir war das „Pole Poppenspärer“ wieder eingefallen, und es ging mir so im Kopf herum, dass ich kaum auf seine Reden Antwort gab; endlich, da er mich fast ein wenig ernst wegen meiner Zerstreung zurechtgewiesen hatte, fragte ich ihn gradezu, was jener Beiname zu bedeuten habe.

Er wurde sehr zornig. „Wer hat dich das dumme Wort gelehrt?“, rief er, indem er von seinem Sitze aufsprang. Aber, bevor ich noch zu antworten vermochte, saß er schon wieder neben mir. „Lass, lass!“, sagte

er sich besinnend; „es bedeutete ja eigentlich das Beste, was das Leben mir gegeben hat. Ich will es dir erzählen; wir haben wohl noch Zeit dazu:

„In diesem Haus und Garten bin ich aufgewachsen, meine braven Eltern wohnten hier, und hoffentlich wird einst mein Sohn hier wohnen! Dass ich ein Knabe war, ist nun schon lange her; aber gewisse Dinge aus jener Zeit stehen noch, wie mit farbigem Stift gezeichnet, vor meinen Augen.

Neben unserer Haustür stand damals eine kleine weiße Bank mit grünen Stäben in den Rück- und Seitenlehnen, von der man nach der einen Seite die lange Straße hinab bis an die Kirche, nach der anderen aus der Stadt hinaus bis in die Felder sehen konnte. An Sommerabenden saßen meine Eltern hier, der Ruhe nach der Arbeit pflegend; in den Stunden vorher aber pflegte ich sie in Beschlag zu nehmen und hier in der freien Luft und unter erquickendem Ausblick nach Ost und West meine Schularbeit anzufertigen.

So saß ich auch eines Nachmittags – ich weiß noch gar wohl, es war im September, eben nach unserem Michaelis-Jahrmärkte – und schrieb für den Rechenmeister meine Algebra-Exempel auf die Tafel, als ich unten von der Straße ein seltsames Gefährt heraufkommen sah.

Es war ein zweirädriger Karren, der von einem kleinen rauen Pferde gezogen wurde. Zwischen zwei ziemlich hohen Kisten, mit denen er beladen war, saß eine große blonde Frau mit steifen hölzernen Gesichtszügen und ein etwa neunjähriges Mädchen, das sein schwarzhäufiges Köpfchen lebhaft von einer Seite nach der anderen drehte; nebenher ging, den Zügel in der Hand, ein kleiner, lustig blickender Mann, dem unter seiner grünen Schirmmütze die kurzen schwarzen Haare wie Spieße vom Kopfe abstanden.

So, unter dem Gebimmel eines Glöckchens, das unter dem Halse des Pferdes hing, kamen sie heran. Als sie die Straße vor unserem Hause erreicht hatten, machte der Karren Halt. „Du Bub“, rief die Frau zu mir herüber, „wo ist denn die Schneiderherberg?“

► Fortsetzung folgt

Theodor Storm
Pole Poppenspärer
© Husum-Taschenbuch
ISBN:
978-3-88042-617-7



Foto: Adobe Stock.com

Achtung vor allen Geschöpfen

Franz von Assisis Blick auf die Tiere gibt wichtige Impulse für die Gegenwart

Franz von Assisi wird gern als erster Umweltschützer dargestellt. Doch stimmt das eigentlich? Pater Cornelius Bohl, Provinzialminister der Deutschen Franziskanerprovinz, erläutert die eigentlichen Motive des Poverellos und was davon im 21. Jahrhundert inspirierend sein könnte. Dabei stellt er sogar eine Art Geistesverwandtschaft seines Ordensgründers zu Greta Thunberg fest.

Es gibt Bilder, die haben sich einfach im kollektiven Gedächtnis eingepägt. Dazu gehört sicherlich diese Darstellung des heiligen Franz von Assisi (1181/82 bis 1226): Der Dichter des berühmten „Sonnen- gesangs“ steht im armen, braunen Habit in grüner Natur, umgeben von Bäumen, Blumen, Vögeln und sonstigem friedlichem Getier, und preist in seinem Gebet alles Geschaffene als „Schwestern“ und „Brüder“ – dem antiken Orpheus nicht unähnlich, um den sich, wenn er die Lyra schlug, die belebte wie un- belebte Schöpfung versammelte.

Vorbild für diese Darstellung waren sicherlich auch die vielen Legenden, in denen die Biographen den Heiligen im vertrauten Umgang mit Tieren schildern: Häslein, Vögel, Lämmchen, Falken, Grillen – und nicht zuletzt die berühmteste Tier-Geschichte aus der Heiligen-Vita: vom wilden Wolf von Gubbio, der bei Franziskus ganz zahm wurde. Wobei es sich hierbei wohl eher um eine allegorische Erzählung handelt. Der Wolf soll in der Realität ein menschlicher Raubritter gewesen sein.

Tag zum Schutz der Tiere

1931 wurde auf Antrag des deutschen Schriftstellers und Tierfreunds Heinrich Zimmermann beim internationalen Welttierschutzkongress in Florenz beschlossen, einen jährlichen internationalen Welttierschutztag einzuführen. Als Datum bestimmte man den 4. Oktober – den Gedenktag des heiligen Franziskus von Assisi. 1979 wurde der heilige Franziskus von Papst Johannes Paul II. zum Patron des Umweltschutzes und der Ökologie ernannt.

Papst Franziskus schließlich wählte die Anfangsworte des Sonnen- gesangs von Franz von Assisi 2015 zum Incipit seiner Umwelt- und Sozial-Enzyklika „Laudato si“ („Sei gepriesen“). Zum fünften Jah-



▲ Der Heilige Franz von Assisi predigt den Tieren: Naive Kunst von Eva Fajnosz aus Polen.

Foto: KNA

restag der Veröffentlichung hat der Vatikan vor kurzem sogar ein eigenes „Laudato si“-Jahr angeregt.

Ein Umwelt- oder Tierschutzgedanke, wie wir ihn heute kennen, sagt jedoch Pater Cornelius Bohl, Provinzialminister der deutschen Franziskaner: „Die Fragen, die sich uns heute stellen im Blick auf Ökologie – etwa das Problem des Artensterbens, die mangelnden Ressourcen, die Massentierhaltung oder die Angst, dass wir uns unsere eigenen Lebensgrundlagen zerstören –, diese Fragen hatte Franziskus als Mensch des Mittelalters nicht. Seine Haltung war klar religiös motiviert.“

Dennoch liefere sein Umgang und Blick auf die Schöpfung, wie der Heilige sie vor über 800 Jahren vor allem in seinem Sonnen- gesang formuliere, viele bedeutsame Impulse für uns Menschen des 21. Jahrhunderts. Für Pater Cornelius sind das vor allem Begriffe wie die „Geschwisterlichkeit aller Geschöpfe“, die alle ein gemeinsames Haus, „Mutter Erde“, bewohnen (ein Gedanke, den Papst Franziskus so in seiner Enzyklika wiederholt) und die „Achtung vor den anderen Geschöpfen“, die keinen reinen Nutzwert haben, sondern eine Würde besitzen und denen man um ihrer selbst willen mit Respekt begegnen muss, weil sie letztlich auf Gott als

Schöpfer allen Seins verweisen. Der Umgang mit ihnen sollte geprägt sein von Ehrfurcht und Achtsamkeit. Beherrschung oder Ausbeutung dagegen widersprechen und konterkarieren diese Welt- sicht.

Neue Maßstäbe gesetzt

Papst Franziskus hat diesem Her- zensanliegen seines Namenspatrons mit der Enzyklika „Laudato si“ ein bleibendes Denkmal gesetzt. Die Idee des geschwisterlichen Mitein- anders der gesamten Schöpfung im 21. Jahrhundert kam so wieder auf die Tagesordnung. Selten dürfte ein päpstliches Dokument eine solche Rezeption von Politik und Wis- senschaft erfahren haben. Auch im weltweiten Franziskanerorden selbst wurden mit „Laudato si“ neue Maßstäbe gesetzt: „Die Generallei- tung in Rom setzt sich sehr stark mit diesem Thema auseinander“, weiß Pater Cornelius.

Die ordenseigene Universität in Rom etwa habe einen eigenen Schwerpunkt auf die ökologische Fragestellung gelegt. Auch in vielen Provinzen, so auch in der deut- schen, gebe es zahlreiche Brüder, die sich intensiv mit diesen Anliegen beschäftigten und sich für diese enga- gierten.

„Ehrlicherweise muss ich aber auch sagen, dass dies leider nicht

auf alle Gemeinschaften oder Brü- der zutrifft. Oft stelle ich fest, dass im Vergleich zu vielen unserer Kon- vente die Gesellschaft draußen, außerhalb unserer Klostermauern, hier viel weiter ist und ein größeres Bewusstsein für ökologische Fragen zeigt als wir selbst“, räumt der Pro- vinzialminister unumwunden ein. Gründe hierfür seien oft das fortge- schrittene Alter der Mitbrüder und auch die mitunter sehr eingefahren- en Strukturen und Traditionen in Klöstern, die sich zumeist nur sehr schwer verändern ließen.

Die Jugend von heute und viele Teile der Gesellschaft sind begeis- tert von Greta Thunberg und ihrer „Fridays for Future“-Bewegung. Ob sich der heilige Franz mit Greta wohl verstanden hätte? Pater Corne- lius schmunzelt: „Spontan könnte ich mir durchaus vorstellen, dass die beiden sich verstanden hätten. Gre- ta hat ein Anliegen, Franziskus hatte das auch. Franziskus könnte dieses sehr pointiert in Aktionen und auf vielerlei Art ausdrücken und vor- leben, das tut sie auch. Franziskus hat keine Bücher geschrieben, keine Traktate verfasst, das hat Greta bis- lang auch nicht. Ohne bei einer so hypothetischen Frage eine zu große Nähe zu konstruieren, glaube ich doch, dass es hier einige Gemein- samkeiten gibt.“

Florian Ertl



▲ Auf dem Gelände der bayerischen Landesgartenschau in Ingolstadt lässt die katholische Pfarrei St. Pius eine „Kirche“ aus Pflanzen wachsen.

Foto: KNA

Eine „Kirche“, die Früchte trägt

In Ingolstadt gedeiht ein Gotteshaus aus Tomaten, Bohnen und Brombeeren

Die Austrittszahlen mögen noch so hoch sein – die Kirche wächst trotzdem. Zumindest in Ingolstadt, auf der bayerischen Landesgartenschau (LGS). Dort ist erstmals bei einer solchen Veranstaltung im Freistaat ein Bereich reserviert, den Bürger und Gruppen frei gestalten können. „Krautgärten“ heißt das Gebiet aus rund 40 Parzellen. Eine davon hat sich die katholische Pfarrgemeinde Sankt Pius gesichert, die an die LGS angrenzt. Und Sankt Pius gibt es deshalb nun zweimal: einmal als markante moderne Kirche im Ingolstädter Nordwesten – rund und mit halbkugelförmiger Kuppel – und einmal in Miniatur aus Ranken von Wicken, Bohnen und Brombeeren.

Die Pflanzen wachsen freilich nicht von sich aus in Pius-Form, dazu müssen sie erst gebracht werden. Diesen Zweck erfüllen 36 gebogene Eisenstangen, die der Kuppel der echten Kirche nachempfunden sind. Mittig in 1,1 Metern Höhe ragt ein Kreuz empor – wild umwachsen von Blättern und Stacheln. Übertroffen wird es noch vom 2,1 Meter hohen Glockenturm, der wie beim Original frei ne-

ben dem Hauptgebäude steht. Auch der Turm wird begrünt – allzu weit gediehen sind die dazu angepflanzten Weidenstecklinge allerdings noch nicht.

„Wird schon“, sagt Martin Geistbeck. Der Pius-Pfarrer hatte die Idee zu dem Projekt. „Als ich im Herbst das Guggenheim-Museum in Bilbao besucht habe, habe ich davor eine Hundeskulptur aus echten Blumen gesehen, ein Werk des Künstlers Jeff Koons. Da dachte ich: So was in der Art wäre doch was für unser Beet auf der Gartenschau!“, erzählt Geistbeck. Dass seine Gemeinde auf der LGS vertreten sein werde, sei damals schon klar gewesen, nur das Wie noch nicht. „Erst wollten wir die Kirche aus Erde formen und bepflanzen. Aber eine Gärtnerei hat uns davon abgeraten: Beim Gießen würde alles zerfließen. Eine Rankonstruktion sei langlebiger.“

Gesagt – getan. Doch dann kam Corona, die LGS wurde auf 2021 verschoben. „Als diese Entscheidung fiel, steckten wir schon mitten in den Vorbereitungen“, berichtet Marianne Aschenauer von der Kirchenverwaltung. „Wir hatten zum Beispiel bereits Tomaten vorgezo-

gen und an Pflanz-Paten verteilt, die sie bis zu den Eisheiligen bei sich daheim hegen wollten.“ Das ist dann auch trotz der Pandemie geschehen, und so erlebt das Pius-Beet nun eben einen Probelauf unter Ausschluss der Öffentlichkeit.

„Das ist gar nicht schlecht“, meint Petra Malke, die stellvertretende Vorsitzende des Pfarrgemeinderats. „Die Tomaten kommen ja zwischen den Ranken nicht ganz so gut, wie man sieht. Da überlegen wir uns für nächstes Jahr vielleicht etwas anderes.“

Saisonal und nachhaltig

Ein paar rötliche Kugeln sind aber doch zu sehen, außerdem Dutzen Brombeeren, manche leuchten schon tiefviolett vor Reife. Die Kirche wächst also nicht nur, sie trägt auch Früchte. Pfarrer Geistbeck sagt dazu, seine Mitstreiter und er hätten um die Skulptur bewusst jede Menge Obst und Gemüse angepflanzt, zum Beispiel auch noch Erdbeeren, Salat und Mangold. „Wir wollen damit ein Zeichen für Regionalität, Saisonalität und Nachhaltigkeit setzen – eben für Schöpfungsverantwortung.“

Auch der Artenschutz kommt nicht zu kurz, wie Jonas Engelbrecht ergänzt. Der Vorsitzende des Stammes Sankt Pius der Deutschen Pfadfinderschaft Sankt Georg will mit seinen Schützlingen demnächst eine Wildbienen-Nisthilfe bauen. „Die kommt oben in den Glockenturm“, sagt er. „Vielleicht richten wir auch noch eine Wasserstelle für Vögel und Insekten ein.“

Menschen profitieren ebenfalls vom Pius-Garten: „Wir haben jetzt zu Mariä Himmelfahrt einiges Schnittgut für Kräuterbuschen verteilt“, erzählt Petra Malke. Die Pflanzen seien an Gottesdienstbesucher gegangen. Und Pfarrer Geistbeck denkt schon weiter: an Glaubensferne. „Wenn wir uns als Kirche wie hier auf der Gartenschau in ein neues Umfeld wagen, kommen wir hoffentlich auch mit neuen Personengruppen in Kontakt.“

Und nach der Landesgartenschau? Werden die Krautgärten wieder zu Ackerland, die Pflanzenkirche soll dann neben ihr steinernes Vorbild ziehen und dort dauerhaft weiterwachsen. „Ist doch ein schönes Bild“, meint der Pfarrer. „Die Kirche bildet Ableger.“

Christopher Beschnitt

Thymian, Salbei und Lavendel

Mediterrane Kräuter lassen sich einfach selbst vermehren

Kräuter wie Rosmarin, Basilikum und Salbei geben der sommerlichen Küche die richtige Würze. Man muss diese mediterranen Kräuter aber nicht für jedes Rezept einzeln kaufen. Leicht lassen sie sich zu Hause züchten und vermehren.

Bei Kräutern wie Thymian, Salbei und Lavendel wird zur Vermehrung der Wurzelstock geteilt. Das ist eine schnelle Methode, um aus einer Pflanze viele zu machen. Hierbei spielt es eine Rolle, wie weich der Trieb ist. Herbert Vinken, Staudengärtner in Dötlingen bei Oldenburg, empfiehlt halbharte – also halbverholzte – Triebe zu teilen, „die sich leicht mit dem Daumen nach hinten biegen lassen“. Der

Trieb dürfe weder splintern noch dürfe er sich komplett durchbiegen lassen – sonst sei er entweder zu alt oder zu jung. „Spürt man einen gewissen Widerstand, ist er perfekt“, sagt Vinken. Der Trieb lasse sich meist gut mit einem scharfen Messer teilen.

Mit Honig unterstützen

Basilikum und Minze kann man zu Hause sogar in einem Glas mit etwas Wasser wurzeln lassen. Vinkens Tipp: Nur zwei Daumen breit lauwarmes Wasser einfüllen und eine Messerspitze Honig einrühren. „Der Honig enthält Hormone, die das Wurzelwachstum unterstützen“, erklärt der Zierpflanzen- und Kräutergärtner.

dpa



Kokos-Fisch-Curry

Zutaten:

200 g Karotten
1 Stange Lauch
400 g Fischfilet
1 EL Mehl
2 EL Cashewkerne
1 Dose Kokosmilch
Gemüsebrühe
2 TL Currypulver
Salz, Pfeffer



Zubereitung:

Das Gemüse waschen und fein schneiden. Den Fisch in mundgerechte Würfel schneiden, salzen, pfeffern und in Mehl wenden. Die Cashewkerne grob hacken und in einer heißen Pfanne ohne Fett goldbraun rösten. Die Kerne herausnehmen und etwas Öl in die Pfanne geben. Das Öl erhitzen und darin den Fisch auf allen Seiten kurz anbraten und wieder herausnehmen. Dann das Gemüse in etwas Öl andünsten, mit Currypulver bestäuben und anschwitzen lassen. Etwa 100 ml Wasser, Kokosmilch und Brühe einrühren. Das Ganze aufkochen und fünf Minuten köcheln lassen. Dann gut abschmecken und den Fisch in der Soße erhitzen. Zuletzt die Kerne darüberstreuen.

Dazu schmeckt Reis. Guten Appetit!

Vielen Dank für dieses Rezept an unsere Leserin:
Manuela Steinsdorfer, 92431 Neunburg

Mitmachen und einschicken:

Sie erhalten 15 Euro für Ihr abgedrucktes Rezept.
Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost,
Kochredaktion, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg.

Das Sonntagsrezept

Fit und aktiv in den Herbst



Im beginnenden Herbst zeigt sich die Natur von ihrer schönsten Seite. Bei ausgedehnten Spaziergängen, aber auch im eigenen Garten, lässt sich die bunte Jahreszeit genießen.



▲ Dank eines patentierten Reinigungssystems bleibt das Wasser im Pool lange frisch.
Foto: oh

Wellness im eigenen Garten

Was gibt es Schöneres, als sich im eigenen Garten der wärmenden und massierenden Entspannung durch einen Whirlpool hinzugeben? Im warmen Wasser kann man neue Energie tanken und gleichzeitig etwas für die Gesundheit tun. Ein Bad im Whirlpool lindert Schmerzen und verbessert die Schlafqualität. Vor allem aber sorgt der eigene Whirlpool für Spaß und Urlaubsstimmung.

Die Whirlpool Import GmbH mit der weltweit führenden Marke HotSpring® setzt mit der High-life®-Collection 2019 neue Maßstäbe – sowohl bei der Optik, als auch bei Sauberkeit und Benutzerfreundlichkeit.

Die Kunden können aus zahlreichen attraktiven Designs auswählen: Zu den beliebtesten Holzmuster-Varianten gehören beispielsweise der „Walnuss“- und der „Driftwood“-Look. Auch der „Sandstein“- und „Schiefer“-Look mit aufgeprägten Strukturen wirken warm und natürlich. Wer dagegen einen modernen Look bevorzugt, ist mit „gebürstetes Nickel“ oder „Bronze“ gut beraten. In Kombination mit den Wannenfarben Elfenbein, Alpinweiß, Eisgrau, Platin, Toskanasonne oder Wüstensand ergeben sich schöne Farbakkorde, die jeden der Whirlpools zu einem Hingucker im heimischen Garten machen.

Noch wichtiger als die Optik ist klares, sauberes Wasser. Weil Wasser ein kostbares Gut ist, das nicht unnötig verschwendet werden sollte, bietet die Highlife®-Collection eine besondere Lösung. Das zum Patent angemeldete FreshWater™ Salzsystem hält das Whirlpool-Wasser bis zu ein Jahr stabil, bevor es abgelassen und erneuert werden muss. Die Kartusche generiert kontinuierlich Pflegemittel aus Salz, die das Wasser sauber, klar und weich halten –

ganz ohne unangenehmen Chlor-Geruch. Die Kartusche kann benutzerfreundlich in wenigen Minuten getauscht werden. Damit steht dem ungetrübten Whirlpool-Vergnügen nichts mehr im Weg.

Mehr Informationen:

WHIRLPOOL Import GmbH
E-Mail: info@whirlpoolbayern.de
Telefon: 089/480 582 69
Mobil: 0170/32 0 735



Whirlpools und Swim Spa für Haus & Garten

- Keine Baumaßnahmen erforderlich
- 230 V Stromanschluss genügt
- Mit Gartenschlauch befüllbar

Gratis Katalog anfordern

Tel.: 0800 4687774*
www.hotspring.de · info@hotspring.de

WHIRLPOOL Import GmbH
Buxtehude · Berlin · Bonn · Dortmund
Frankfurt · München · Nürtingen · Regensburg
...und viele weitere Vertriebspartner bundesweit

*Gebührenfrei aus dem dt. Bundesnetz



▲ Buster Keaton (links) mit Roscoe Arbuckle (Mitte) und Al St. John in dem 1918 gedrehten Film „Out of West“. Foto: gem

Vor 100 Jahren

Der Mann ohne Lachen

Tausende brachte er via Stummfilm dazu: Buster Keaton

Man stelle sich vor, jemand bekommt einen Fertighaus-Bausatz geschenkt, doch der Zusammenbau gerät zum Debakel und das Resultat ist eine windschiefe Bruchbude: im echten Leben kein Grund zum Lachen, aber im Film der ideale Stoff für eine Slapstick-Komödie. Und das vor allem, wenn sie von Buster Keaton auf die Leinwand gebracht wird.

Joseph Francis Keaton kam am 4. Oktober 1895 in Piqua (Kansas) zur Welt. Die Eltern waren Varieté-Künstler, die ihren Sprössling auf ihren Tournées durch die USA in die Bühnennummern einbezogen. Der Spitzname „Buster“ für den ungestümen Jungen soll auf den Entfesselungskünstler Harry Houdini zurückgehen.

1917 heuerte Keaton bei einem New Yorker Filmstudio als Schauspieler an. Nach dem Kriegsdienst 1918/19 in Frankreich übernahm er in Hollywood ein altes Chaplin-Studio. Viele Kollegen vollführten vor der Kamera wilde Grimassen, doch Buster Keaton war bereits früher aufgefallen: Die Zuschauer lachten umso mehr, je weniger er selbst das Gesicht verzog. Genau das wurde sein Markenzeichen. Ihm passierten in seinen Filmen die absurdesten Missgeschicke, doch er selbst behielt immer seinen stoischen Gesichtsausdruck.

„The Great Stoneface“ nannte man ihn in Hollywood. Als Hauptdarsteller, Drehbuchschreiber und Regisseur in einer Person produzierte Keaton 1920 die aufwändige Slapstick-Komödie „One Week“ („Flitterwochen im Fertighaus“). Der 22 Minuten lange Streifen, der am 1. September 1920

in den US-Kinos Premiere hatte, war eine Parodie auf einen Werbefilm der Fertighaus-Industrie.

Während dort ein junges Ehepaar binnen einer Woche selbst sein Traumhaus zusammengezimmert hatte, geraten in der Filmkomödie Buster und seine Angetraute (Sybil Seely) von einer Tollpatschigkeit in die nächste. Der Streifen war ein enormer Erfolg und gilt als Klassiker des humoristischen Kinos.

Buster Keaton arbeitete als einer der ersten mit Spezialeffekten und raffinierten Tricks. Beispielsweise wurde das Filmhaus auf eine Drehscheibe gesetzt. Auch ließ er sich nicht nehmen, die gefährlichsten Stunts persönlich auszuführen. In „One Week“ beschränkten sich seine Blessuren noch auf Prellungen. In späteren Filmen wäre er einmal beinahe ertrunken und von einer Dampflok überfahren worden. Außerdem brach er sich einen Nackenwirbel.

Von 1920 bis 1926 drehte er 20 erfolgreiche Kurz-Stummfilme und auch eine Reihe abendfüllender Streifen wie „Der Navigator“, „Sherlock, jr.“ oder „Der Killer von Alabama“. Einen Ehrenplatz in den Annalen der Filmgeschichte sicherte dem Künstler das Bürgerkriegsepos „Der General“ von 1926 mit echten Dampfloks, fahrenden Kameras und Heeren an Komparsen. Das Werk gilt als ein cineastischer Meilenstein, stürzte Keaton jedoch finanziell in den Ruin.

Der Mann, der niemals lachte, aber Millionen zum Lachen brachte, kam erst wieder ab den 1950ern als lebende Legende zu neuen Ehren. Buster Keaton starb 1966 in Kalifornien.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

29. August

Beatrix, Sabina, Enthauptung des Johannes

Die Beherrschung des Altsaxophons und seine Improvisationsgabe machten Charlie „Bird“ Parker zu einem ganz Großen des Jazz. Der vor 100 Jahren in Kansas City/Missouri geborene schwarze Musiker und Komponist kreierte den Bebop. Drogen und Alkohol machten seinem Leben schon mit 34 Jahren ein Ende.

30. August

Rebekka, Felix

1965 kam es zur Katastrophe im Walliser Saastal: Zwei Millionen Kubikmeter Eis und Geröll zerstörten nach Abbruch des Gletschers die Barackensiedlung an der Baustelle eines Staudamms. 88 Arbeiter starben. Das Unglück löste ein riesiges Medienecho und eine beispiellose Solidaritätswelle mit den Familien der Opfer aus.

31. August

Joseph von Arimatäa, Raimund



Besonders in Deutschland ist ihre selbsttätige Erziehung bis heute sehr beliebt: 600 Kitas und fast 400 Schulen folgen den

Prinzipien der italienischen Ärztin und Pädagogin Maria Montessori, die 1870 in Chiaravalle bei Ancona zur Welt kam.

1. September

Verena, Aegidius, Joshua

Durch die Schlacht von Sedan fiel vor 150 Jahren eine Vorentscheidung

im Deutsch-Französischen Krieg: Nach der Kapitulation brach das alte französische Kaiserreich zusammen. Seine Vormachtsstellung übernahm das sich herausbildende deutsche Kaiserreich.

2. September

Ingrid, Apollinaris

Der Zweite Weltkrieg war vor 75 Jahren offiziell zu Ende. Die japanische Regierung unterzeichnete auf dem US-amerikanischen Flaggschiff Missouri die Kapitulationsurkunde.

3. September

Gregor der Große

Der US-amerikanische Programmierer Pierre Omidyar gründete 1995 in San José im kalifornischen Silicon Valley das Internetauktionshaus AuctionWeb, das wenig später in „eBay“ umbenannt wurde. Der Internet-Marktplatz brachte seinem Erfinder Millionen ein und ist bis heute vielerorts ohne Konkurrenz.

4. September

Ida, Iris, Miriam, Mose

Was 1965 begann, war für viele Bundesbürger bald Woche für Woche Pflichtterminus: die Ziehung der Lottozahlen im Fernsehen. Allerdings ist die Liveübertragung seit Juli 2013 aufs Internet beschränkt.



Zusammengestellt von Johannes Müller; Fotos: imago images/Sascha Ditscher, KNA



▲ Im Deutschen Kaiserreich war der „Sedantag“ ähnlich bedeutsam wie heute der 3. Oktober als Tag der Deutschen Einheit. Alljährlich wurde zum 2. September an die französische Kapitulation 1870 erinnert, auch im privaten Schriftverkehr. Der „Erbfeind“ als Identifikationsfigur funktionierte zwar, erwies sich aber als Hemmschuh für Völkerverständigung und zukunftsweisende Perspektiven. Foto: imago images/Arkivi

SAMSTAG 29.8.

▼ Fernsehen

18.45 MDR: **Glaubwürdig.** Josefine Cyranka holt als Textilkünstlerin „die Welt in die Kirche“, wie sie sagt. Sie entwirft Paramente.

▼ Radio

11.05 DLF: **Gesichter Europas.** Die WG der Welterklärer – Im europäischen Forschungslabor CERN. Von Tom Schimmeck.

18.05 DKultur: **Feature.** Große Kids. Tage und Nächte mit 19.

SONNTAG 30.8.

▼ Fernsehen

☉ 9.30 ZDF: **Evangelischer Gottesdienst** aus der Stadtkirche Hersbruck. Zelebranten: Dekan Tobias Schäfer und Pfarrer Thomas Lichtenber.

☉ 20.15 BR: **Natürlich die Autofahrer.** Komödie mit Heinz Erhardt.

▼ Radio

7.05 DKultur: **Feiertag.** Es gibt den Sonntag, Gott sei Dank! Von Sonntagsruhe und Sonntagsgebot. Von Juliane Bittner (kath.).

8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Grob oder großartig? Van Morrison über Gott und das Leben. Von Pfarrer Stephan Krebs (evang.).

10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche Christus Epheta in Homberg/Efze. Zelebrant: Pfarrer Peter Göb.

MONTAG 31.8.

▼ Fernsehen

☉ 20.15 ARD: **Geisterkatzen.** Doku über Pumas in den Bergen Chiles.

21.50 BibelTV: **Das Gespräch.** Fußball, Burnout und Freiheit bei Gott. Gast: Michael Sternkopf, ehemaliger Fußballspieler.

▼ Radio

6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Martin Wolf, Mainz (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 5. September.

14.00 Horeb: **Spiritualität.** „Engel Gottes, mein Beschützer.“ Abt Maximilian Heim, Zisterziensertift Heiligenkreuz.

DIENSTAG 1.9.

▼ Fernsehen

☉ 22.15 ZDF: **37 Grad:** Mein Traum vom Kind – was moderne Medizin möglich macht. Sechs Millionen Deutsche sind ungewollt kinderlos.

▼ Radio

19.15 DLF: **Das Feature.** Vorläufige Hölle. Brasilien unter Jair Messias Bolsonaro. Von Anselm Weidner. WDR/DLF 2020.

22.05 DLF: **Musikszene.** Im Freien zu singen. Chöre in Corona-Zeiten.

MITTWOCH 2.9.

▼ Fernsehen

19.40 Arte: **Reportage.** Schlachten auf dem Hof. Der erfolgreiche Kampf Schweizer Landwirte.

20.15 ARD: **Schönes Schlamassel.** Komödie über einen Arzt, der sich als Jude ausgibt, um einer Frau zu imponieren.

▼ Radio

12.00 Horeb: **Angelusgebet.** Bischof Michael Gerber, Fulda.

19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Gemeinsame Kämpfe, geplatze Träume. Die polnische Bürgerrechtsbewegung.

DONNERSTAG 3.9.

▼ Fernsehen

☉ 22.40 MDR: **Drei Lehrer – ein Schuljahr.** Alltag im Klassenzimmer – erstes Halbjahr. Dokumentation. Teil 2 am 10. September.

▼ Radio

10.08 DLF: **Marktplatz.** Ein halbes Jahr ohne Aufträge. Corona-Hilfen für Solo-Selbstständige. Hörertelefon 0800/44 64 44 64.

21.05 DLF: **JazzFacts.** Alles erlaubt. Der österreichische Bassist und Bandleader Lukas Kranzelbinder. Von Stefan Franzen.

FREITAG 4.9.

▼ Fernsehen

☉ 12.00 3sat: **Gefühlswelten.** Gesichter der Freude. Dokumentation.

21.45 Arte: **Aretha Franklin – Soul Sister.** Die „First Lady of Soul“ war eine der erfolgreichsten Künstlerinnen weltweit.

▼ Radio

19.15 DLF: **Mikrokosmos.** Kulturreportage über ein Künstlerviertel in Remscheid. Die gute Seite der Gentrifizierung.

20.30 Horeb: **Credo.** Der Turmbau zu Babel – Verwirrungen. P. Dominicus Trojahn OCist, Philosoph.

☉: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Zwischen zwei Frauen und der Oma

Wegen seiner Geliebten will Armand (Denis Podalydès) seine Frau Hélène (Isabelle Candelier) verlassen, mit der er eine Apotheke in einem Pariser Vorort führt. In der Komödie „**Adieu Berthe – Omas Vermächtnis**“ (Arte, 2.9., 20.15 Uhr) wünscht sie sich eine schrittweise Entwöhnung, doch der Geliebten geht das nicht schnell genug. Da kommt es nicht gerade gelegen, dass auch noch Armands Großmutter Berthe stirbt. Während er ihre Beerdigung organisiert, gewinnt für ihn eine andere Frage an Bedeutung: Wer war Berthe, die liebenswerte alte Dame, die zurückgezogen in einem ländlichen Altenheim gelebt hat? *Foto: Why Not Productions/Anne-Francoise Brillot*



Das schwere Los des Schwiegervaters

Das Ehepaar Claude (Christian Clavier) und Marie Verneuil (Chantal Lauby) fühlt sich der Tradition verpflichtet und möchte den katholischen Glauben bewahren. In der Komödie „**Monsieur Claude und seine Töchter**“ (Kabel1, 1.9., 20.15 Uhr) haben – sehr zum Leidwesen der Eltern – drei der vier Töchter Männer aus anderen Kulturkreisen geheiratet. Das macht jedes Familientreffen für alle Beteiligten zu einer Gratwanderung an den Grenzen der Toleranz. Als ihre jüngste Tochter Laure die Heirat mit einem französischen Katholiken ankündigt, sind die Verneuils schwer erleichtert. Doch der stammt aus Afrika. *Foto: Neue Visionen Filmverleih GmbH*

Medizin gegen das Älterwerden

Machen Forscher einen Menschheits Traum wahr? Die Dokumentation „**Für immer jung**“ (ARD, 31.8., 22.45 Uhr, mit Untertiteln) geht der bahnbrechenden Entdeckung des Wissenschaftlers Steve Horvath nach. Der forscht in Kalifornien nach einem Medikament, das den Alterungsprozess stoppt. Die sogenannte Horvathsche Lebensuhr tickt in jeder Körperzelle: ein Algorithmus, der das biologische Alter mit atemberaubender Genauigkeit anzeigt. Und nicht nur das: Lläuft die Uhr langsamer, leben wir länger, hat Horvath herausgefunden. Können wir die Uhr verstellen? Der Forscher hofft, dass es bald Medikamente gibt, die das vermögen.

Senderinfo

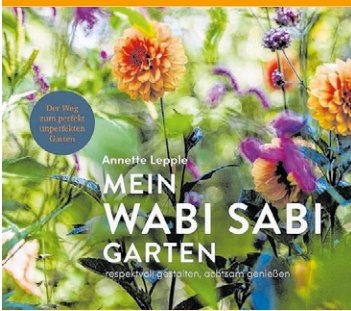
katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv,
Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Ihr Gewinn



Gelassen ins Gartenglück

Wabi-Sabi ist eine aus dem Zen-Buddhismus stammende, japanische Vorstellung von Schönheit. Sie zeigt sich in der Wahrnehmung und Achtung der Unvollkommenheit in der Welt. Gartendesignerin Annette Lepple überträgt dieses ästhetische Konzept in „Mein Wabi Sabi Garten“ vom Verlag Eugen Ulmer erstmals auf die Gestaltung von Gärten.

Der typische Pflanzstil ist naturhaft im Unbeständigen und Unvollständigen. Das Ergebnis ist ein perfekt unperfekter Garten, in dem man Zufriedenheit, Achtsamkeit und Heiterkeit findet. Hier formen bemooste Steine einen ganz bestimmten Zauber. Stauden und Gräser verwandeln sich auch im Absterben in Schönheiten und Bäume und Sträucher leuchten im Wandel der Jahreszeiten.

Wir verlosen drei Bücher. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworts und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
2. September

Über das Spiel „Piff Paff“ aus Heft Nr. 33 freuen sich:

Marianne Hardt,
40764 Langenfeld,
Toni Dietz,
84034 Landshut,
Christa Mayerhöfer,
95643 Tirschenreuth.

Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 34 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Sicherheit	Tagesanbruch	▽	Pfeilwurfspiel	▽	alt nord. Sagensammlung	englisch: Biene	unbestimmter Artikel	französischer Philosoph †	▽	▽	röm. König aus Sachsen	Fernsprecher
▷	▽				belegt (Platz)	▷	▽			6		▽
Barvermögen			schöne Frau der griech. Sage	▽		damals	▷				med.: Ohrenentzündung	
▷		9						ruhig, beherrscht (engl.)	▷			7
▷								Fremdwortteil: vor	▷		4	
Hakenschnur			indischer Dichter und Philosoph	▽								
Quadrillefigur	▷							sagenhafter Riesenvogel			kugelförmige Räder	
ind. Meditationsform		Abschnitt eines Gewässers						keltischer Name Irlands	▷			8
▷	▽			5				internationales Notrufzeichen	▷			kleines Fangnetz
falsch, scheinheilig			Vogelhaus	▽	2	griechische Rachegöttin	▽	▽	▽	„...-Man-Show“	Viereck	sächliches Fürwort
▷		1								Futterpflanze	▷	
▷			Futtergefäß			Körperteil	▷				3	
italienisch: drei			Vorname der Turner	▷				süddeutsch: Hausflur	▷			griechische Unheils-göttin
Titulierung	▷							französisch: man	Kfz-Z. Siegburg		Ausruf der Überraschung	▷
▷						Ornamentmotiv	▷	▽	▽			
laute Unruhe			en face, vor sich	▷								



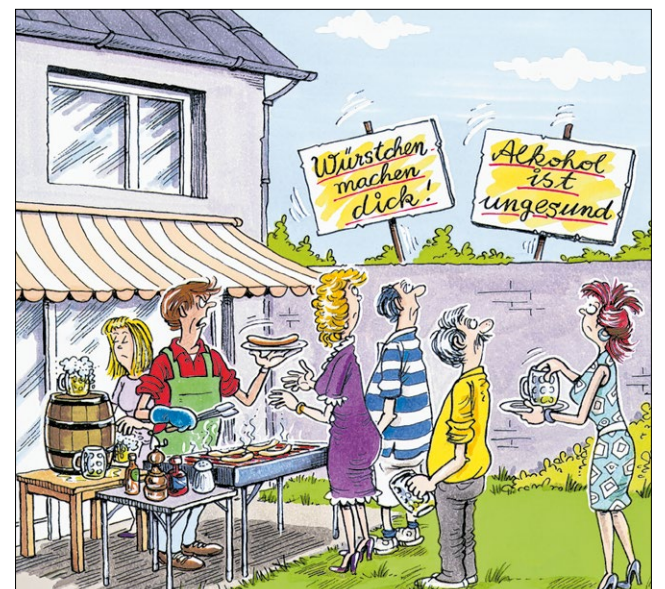
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 10:
Frohe Botschaft
Auflösung aus Heft 34: **AMARETTO**

C	I	H	E	R							
A	C	H	S	E	O	B	S	K	U	R	
F	E	E	N	G	E	S	E	L	L	E	
S	A	P	O	L	E	N	A	Z			
A	R	S					S	T	A	U	
F	R	A					T	L	S		
	B					W	I	L	L	E	
B	K	A				L	E	H			
M	O	O	S			L	E	S	E		
O	T	S	R	E	I	N					
T	H	E	M	A	T	I	K	A	L	D	
S	E	I	R	G	L	A	R	U	S		
M	H	M	A	N	O	E	V	E	R		
D	A	L	L	I	A	R	C	A	A		
M	A	E	H	E	R	O	K	U	L	A	R
T	R	S	T	O	S	S	Z	E	I	T	

„Unsere Nachbarn!
Dieses Jahr haben wir
sie mal nicht eingela-
den.“

Illustration:
Jakoby



Erzählung

Komfort der Natur

Als der Herzog von Windsor Gouverneur auf den Bahama-Inseln war, besaß er ein Schlafzimmer, von dem aus eine Rutschbahn direkt ins Wasser führte, in ein marmorenes Schwimmbad, inmitten eines wunderschönen Parks. Als ich einst diese Einrichtung sah, natürlich nur in einer illustrierten Zeitung, schwor ich mir, es auch einmal so weit zu bringen. Heute kann ich mit Befriedigung sagen, dass ich es fast so fein habe wie der Herzog.

Und das ist nicht so, weil es eine Wohnung „mit Bad“ ist, die ich hier im Dorf gemietet habe – in dem Bad fehlt die Badewanne –, sondern wegen des Gebirgsbachs, der gleich hinter dem Haus vorbeifließt. Er ist der eigentliche Komfort dieser Wohnung und ich verstehe nicht, dass er sie nicht im Geringsten verteuert. Gleich vom Bett ins Wasser rutschen kann ich freilich nicht. Ich muss schon die Treppe hinuntergehen und die kleine Wiese überqueren.

Dann lege ich mich in die große Badewanne, die aus Urgestein gemauert ist. Schnell fließt das Wasser über meine Glieder. Ich versichere euch, es ist ein Wasser, so frisch und so klar, wie die paradiesischen Bahama-Inseln es nicht besser haben könnten.

Der Bach blickt dich an aus schönen, hellen Augen und du glaubst ihm die wilde Kraft nicht, mit der

er in manchem Frühjahr das Tal in Furcht versetzt. Da stürzt er in jagendem Tempo seine Wassermassen der Rheinebene entgegen, dass sie hoch aufschäumen und Brücken niederreißen. Weithin hört man sie brausen und brüllen und vom Grunde rumpelt es dumpf von den schweren Steinbrocken, die kein Mann heben, der Bach aber wie im Spiel gegeneinander schleudern kann. Wer da hineinfällt, dem ist nicht mehr zu helfen.

Nun aber ist Sommer, und vom Bachufer leuchtet das Rot der kleinen Erdbeeren. Auf der Sandbank steht eine Forelle im Sonnenlicht, ein kleiner Krebs zieht sich unter einen Stein zurück. Eine Badehose brauche ich hier nicht, nur die Sonne sieht mir zu, rechts und links haben Bäume und hohe Sträucher dichte grüne Mauern errichtet.

Ein Geschenk ist der Bach an den besonders heißen Tagen. Wenn ich matt und ausgelaugt von der Arbeit zu ihm komme, begrüßt er mich mit verheißungsvollem Glucksen. Und wenn man dann dem Bach entsteigt, hat man klare Augen, atmet tief und fühlt sich so kräftig wie nach einer Nacht tiefen Schlafes.

Nach dem Bad fühlt man sich unempfindlich gegen die Sonnenhitze. Man spürt nur noch die angenehme Wärme, die von innen kommt, kann wieder an die Arbeit gehen und findet, dass kein Belebungsmittel, auch



nicht ein starker Kaffee, sich mit dem Gebirgsbach vergleichen kann.

Mein Hauswirt kennt all diese Vorzüge nicht. Er kann sich mit dem Bach nicht anfreunden. Nur einmal, das Thermometer stand über 30 Grad, habe ich ihn gesehen, wie er auf einem Stein saß und die Füße ins Wasser hielt.

Eine Ledermütze hatte er auf dem Kopf und eine qualmende Pfeife im Mund. Er kann nichts ahnen vom Wert des Bachs, sonst käme er gewiss auf die Idee, ihn mir in Rechnung zu stellen. Allerdings träfe er mich nicht unvorbereitet: Ich würde sofort eine salzige Gegenrechnung aufstellen – die zahlreichen Bremsen, die dort leben.

Die Bremsen sind es nämlich, die mich daran erinnern, dass auch mein Bachparadies nicht ohne Mangel ist. Am liebsten kommen sie an schwülen Tagen. 14 von ihnen habe ich gestern erschlagen, aber sofort waren 14 andere da, widerlich große, graue Geschöpfe. Sie bringen fertig, was sonst niemandem gelingen würde: Sie können mich aus meinem Bach verjagen.

In einem klugen Buch habe ich nachgesehen und erfahren, dass es nur die Weibchen sind, die Blut saugen. Mich wundert das nicht. Immer sind es doch die Weibchen, die einen aus dem Paradies vertreiben.

Text: Hellmut Holthaus;
Foto: gem

Sudoku

9	4		6			1	7
7	2	5		9	4		
		7	5	3		2	4
2	9				6	5	3
5	1	4	3		6		
3		5	8	9	2		1
		8	1	2	3	7	
		2	6	4		1	8
8	7	1	9			4	6

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 34.

8	5	6					1
			6	3	5	9	
			1	2	5	7	
	8						2
	3		7	9	8		3
1	4	9					7
		5		8		4	6
2		4				1	8
			3	6	2		



GEH UND HOL MEINE PANTOFFELN AUS DEM SCHLAFZIMMER!



OKAY! OKAY! BITTE, GEH UND HOL MEINE PANTOFFELN AUS DEM SCHLAFZIMMER!



ICH SAGTE, GEH UND HOL MEINE PANTOFFELN AUS DEM SCHLAFZIMMER!





Hingesehen

Erstmals gibt es in Bayern mehr als 700 Brutpaare von Weißstörchen. Mindestens 100 Neuansiedlungen habe man dieses Jahr gezählt, hauptsächlich in Schwaben und Mittelfranken, teilte der Landesbund für Vogelschutz (LBV) mit. 2019 waren nur 634 Brutpaare in Bayern verzeichnet worden. Zum Bruterfolg der Weißstörche erklärte der LBV, die Regenfronten im Mai und Juni hätten weniger Schaden angerichtet als anfangs befürchtet. In Bayern und im übrigen Deutschland gibt es auch den Schwarzstorch. Der Vogel mit schwarzem, metallisch-grün schimmernden Gefieder und weißem Bauch meidet allerdings menschliche Siedlungen und brütet versteckt in zehn bis 20 Meter hohen Bäumen, weshalb er auch Waldstorch genannt wird. *KNA; Foto: gem*

Wirklich wahr

Seinen Mode-Geschmack führt Thomas Gottschalk (70) auf Einflüsse der katholischen Kirche zurück. „Meine byzantinische Prunksucht habe ich mir vielleicht durch meine Tätigkeit als Ministrant angeeignet“, sagte er.



Er habe immer darauf geachtet, dass der Ministrantenrock richtig sitze. „Wenn bei den Messdienern heute die klobigen Sneaker rausgucken, geht bei mir die Frömmigkeit flöten“, erklärte der Entertainer.

Nur im Vatikan kleiden sich die Männer seines Alters noch in Lila: „Respekt!“ Seine Mutter habe ihm das Interesse an Mode nicht vermittelt. Nach dem frühen Tod des Vaters habe sie andere Sorgen gehabt.

Die Familie habe es damals „nicht so dicke“ gehabt, erinnerte sich Gottschalk. So habe er improvisieren müssen und sich aus dem bedient, was andere in die Kleidersammlung gegeben hätten. *KNA*

Zahl der Woche

63

Prozent der Deutschen wünschen sich laut einer repräsentativen Umfrage der Sozialorganisation „Aktion Mensch“ mehr Engagement und Ehrenamt. Unter den 14- bis 19-Jährigen sind es sogar 80 Prozent. Die Befragten sehen vor allem im sozialen Bereich, beim Umweltschutz und in der Pflege Bedarf.

Laut Umfrage engagiert sich aktuell jeder Fünfte freiwillig. Weitere 20 Prozent könnten sich vorstellen, selbst ehrenamtlich aktiv zu werden. Für knapp ein Drittel kommt es dagegen mangels Zeit, Flexibilität oder passender Angebote in der Nähe nicht infrage.

Die Corona-Krise habe zudem die Bereitschaft für ehrenamtliches Engagement beeinflusst: Bei elf Prozent habe sich die Bereitschaft erhöht, bei neun Prozent reduziert. 22 Prozent davon nannten als Gründe Angst vor Ansteckung und erschwerte Bedingungen durch die Einschränkungen. *epd*

Wieder was gelernt

1. Was bedeutet der Name „Adebar“?

- A. Zugvogel
- B. Höhenbrüter
- C. Glücksbringer
- D. Langbein

2. Was inspirierte zur Gründung von „Aktion Mensch“?

- A. das Reaktorunglück von Tschernobyl
- B. der Contergan-Skandal
- C. das Elend nach dem Zweiten Weltkrieg
- D. mehrere Naturkatastrophen im Ausland

8 2 ' 1 :sunog1

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
 Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
 Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
 Johann Buchart

Herausgeber:
 Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
 Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
 Dr. Peter Paul Bornhausen,
 Victoria Fels (Nachrichten),
 Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
 Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
 Telefon: 08 21/5 02 42-25
 Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 37 vom 1.1.2020.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign und Marketing:
 Cornelia Harreiß-Kraft
 Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
 Presse-Druck- und Verlags-GmbH
 Curt-Frenzel-Straße 2
 86167 Augsburg.



Bankverbindung:
 LIGA Bank eG
 Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
 IBAN DE51750903000000115800
 BIC GENODEF1M05

Leserservice und Vertrieb

Vertrieb: Karola Ritter
 Postfach 11 19 20,
 86044 Augsburg

Telefon: 0821/50242-13
 Fax: 0821/50242-80
 E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreis:
 Vierteljährlich EUR 22,53.
 Einzelnummer EUR 1,80.
 Bestellungen nimmt der Abbonnentenservice entgegen.

Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.



Vor der Erzabtei Sankt Ottilien begrüßen Sonnenblumen die Besucher.

Foto: Wumbald Warte

Ein Sinnbild für das Christ-Sein

Erzabt Wolfgang Öxler: Die Sonnenblume lehrt, sich auf Gott auszurichten

Die Sonnenblume gilt als Symbol für Licht und Kraft. Was gibt uns Kraft? Was und wer macht unser Leben hell? Die Sonnenblume lässt sich vom Licht berühren – dadurch kann sie wachsen. Sie lässt eine Kraft wirken, die nicht ihre eigene ist – so kann sie sich entwickeln. Können wir das vielleicht an einer Sonnenblume lernen: Gott wirken zu lassen? Die Sonnenblume erhält ihren Namen von der Sonne. Christen haben ihren Namen von Christus. In meinem Lieblingshymnus wird Christus mit der aufgehenden Sonne verglichen: „Christus du Sonne unsres Heils, / vertreib in uns die dunkle Nacht, / dass mit dem Licht des neuen Tags / auch unser Herz sich neu erhellt.“

Leben: Wärme und Licht

Sonnenblumen strecken sich der Sonne entgegen. Sie leben von der Sonne, von der Wärme und dem

Licht. Sie sind Empfangende – ein Bild für unser Christ-Sein. Auch wir Christen dürfen uns an Jesus ausrichten. Wer den Blick auf Jesus, die Sonne der Gerechtigkeit, verliert, wird wie Petrus von Jesus ermahnt: „Hinter mich!“ Petrus ist mehr um sich als um Jesus besorgt.

Dietrich Bonhoeffer drückte es einmal mit den Worten aus: „Nachfolge ist einfach hinterher gehen.“ Im Bild der Sonnenblume heißt das: sich ausrichten an Jesus Christus. Wie die Sonnenblume durch ihr Aussehen auf die Sonne verweist, dürfen wir in unserem Leben Christus ähnlich werden, wenn wir uns ihm zuwenden.

Gott tun lassen

Die Sonne ist ein Symbol für Gott. Ihm dürfen wir uns hinstrecken: im Gebet, in der Meditation. Hier dürfen wir einfach nur da sein vor Gott. Wir müssen nichts tun, sondern einfach ihn machen lassen. Auch unsere Seele, unser innerer Mensch braucht Wärme und Licht. Menschen haben Sehnsucht. Sie sehnen sich nach Leben, nach Zufriedenheit, nach Richtung.

Ohne Hoffnung können wir nicht leben. Wenn keine Sonne da ist, nach der wir uns ausrichten können, lassen wir den Kopf hängen. Wir wissen und erfahren: Er schaut mich freundlich an. So wie es im aaronitischen Segen nach der Übersetzung von Martin Buber heißt: „Lichte er sein Antlitz dir zu und sei dir günstig.“

Selbst bei verhangenem Himmel „weiß“ die Sonnenblume, wo die Sonne steht. Man mag sich vielleicht darüber streiten, inwieweit eine Sonnenblume „wissen“ kann, aber inzwischen geht die Forschung längst davon aus, dass Pflanzen mehr können, als wir es für möglich halten. Sie können sogar untereinander kommunizieren.

Was ist das für eine Kraft, selbst in dunklen Zeiten an der Gewissheit festzuhalten, dass da Licht ist! Es will zu mir vordringen. Ich muss mich nur hoffnungsvoll in diese Richtung wenden, aus der das Licht zu erwarten ist. Die Sonnenblume kann ein Gleichnis für unsere Beziehung zu Gott sein. Wie das Licht am Himmel nicht verschwindet, sondern höchstens verborgen ist, so wacht Gott über unserem Leben.

Sich Gott zuwenden

In den Psalmen wird Gott als Sonne bezeichnet. So heißt es in Psalm 84,12: „Denn Gott der Herr ist Sonne und Schild. Der Herr schenkt Gnade und Herrlichkeit. Nicht versagt er Gutes denen, die rechtschaffen wandeln.“ Wenden wir uns also der Sonne unseres Lebens voll Vertrauen darauf zu, dass sie uns verlässlich scheint.

Sonnenstrahlen kann man nicht einpacken. Auch die Liebe ist nicht konservierbar. Deshalb sollen wir „Sonnenblumen-Menschen“ werden. Oder, wie es im Französischen heißt:

Wir sollen zu einem echten „Tourne-sol“ werden, einem – wörtlich übersetzt – „Sonnenzuwender“, zu einem Menschen, der sich bewusst zu seiner Sonne dreht, also auf Gott ausrichtet.

Die Sonnenblume strahlt jeden an, der sie anschaut, den Fröhlichen und den Traurigen. Vielleicht ist das ein echtes Geheimnis dieser leuchtenden Pflanze. Es ist so, als wolle sie sagen: „Gottes Liebe ist wie die Sonne, sie ist immer und überall da. Streck dich ihr entgegen, nimm sie in dich auf. Sie kann dich verändern und macht das Leben neu.“



Kontakt:

Wolfgang Öxler OSB ist der siebte Erzabt von St. Ottilien. Seine Adresse: Erzabtei 1, 86941 St. Ottilien, Telefon 08193/71-211, E-Mail: wolfgang@ottilien.de

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt der Priesterausbildungshilfe e.V., Bonn. Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt „PLAN Patenschaften“ von PLAN International Deutschland, Hamburg. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



© Dieter Schütz_pixello.de

*Ein Buch wie Feuer!
Ein Buch, durch das Gott spricht.
Papst Franziskus*

**— DIE —
B I B E L
L E B E N
TAG FÜR TAG**

Sonntag, 30. August
22. Sonntag im Jahreskreis

Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern lasst euch verwandeln durch die Erneuerung des Denkens, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist. (Röm 12,2)

Wie gelingt es, das Denken zu erneuern? Ein Satz Heinrich Spaemanns kann uns die Richtung weisen: „Was wir im Auge haben, das prägt uns, da hinein werden wir verwandelt.“ Behalten wir, gerade bei Entscheidungen, Christus im Blick.

Montag, 31. August
Er aber schritt mitten durch sie hindurch und ging weg. (Lk 4,30)

Unter dem Blick seines Vaters, im Gebet, schöpft Jesus seine Selbstsicherheit, die ihn seinen Weg gehen lässt, sogar inmitten einer ablehnenden, mörderisch gesinnten Menge. Stellen auch wir uns vor Gott, um von ihm immer neu unsere Bestimmung, unseren Weg und damit unsere tiefste Sicherheit zu empfangen.

Dienstag, 1. September

Wir haben nicht den Geist der Welt empfangen, sondern den Geist, der aus Gott stammt, damit wir das erkennen, was uns von Gott geschenkt worden ist. (1 Kor 2,12)

Die „Heils“-Angebote der Welt müssen wir oft teuer erkaufen. Dabei kommt uns doch Gottes Liebe in unendlich vielen Facetten, in überreicher Fülle und gratis im Alltag entgegen! Machen wir uns auf die Suche nach ihr – und suchen wir auch die Begegnung mit Jesus Christus, Gottes unüberbietbarem Geschenk.

Mittwoch, 2. September

Die Schwiegermutter des Simon hatte hohes Fieber und sie baten ihn für sie. Jesus trat zu ihr hin, beugte sich über sie und gebot dem Fieber. Da wich es von ihr. (Lk 4,38 f.)

Sie kennen sicher auch jemanden, dem es nicht gut geht. Tun wir es heute bewusst den Jüngern nach: Bitten wir Jesus, sich dieses Menschen anzunehmen. Denn er ist gekommen, um zu heilen und zu retten.

Donnerstag, 3. September

Und sie zogen die Boote an Land, verließen alles und folgten ihm nach. (Lk 5,11)

Ohne jede Absicherung folgten die Jünger Jesus. Mit ihm führte ihr Weg aber nicht ins Nichts, sondern ins Alles: in die lebendige Gemeinschaft mit ihm. Lassen auch wir heute für einen Moment unsere „Boote“ zurück, wenn Jesus uns aus unserem Alltag in seine Gegenwart heraufruft.

Freitag, 4. September

Die Pharisäer sagten zu Jesus: Die Jünger des Johannes fasten und beten viel, ebenso die der Pharisäer; deine Jünger aber essen und trinken. (Lk 5,33)

Jesu Jünger leben das Fest seiner Gegenwart – deswegen essen und trinken sie und werden gesättigt, ihr Leib und noch viel mehr ihr Herz. Denken wir daran, dass uns Opfer und Gebet in die lebendige Beziehung mit Gott führen sollen und können!

Samstag, 5. September

Was hast du, das du nicht empfangen hättest? (1 Kor 4,7)

Wenn wir unsere völlige Abhängigkeit von Gott bis zum Grund durchdenken, kann es uns den Boden unter den Füßen wegziehen. Aber genau das ist der Moment, in dem die befreiende Erfahrung totalen Gehaltenseins von Gott möglich wird. Wagen wir es!



Schwester Anna Jungbauer ist Benediktinerin der Abtei St. Walburg in Eichstätt und als Lehrerin sowie in der Schulpastoral an einer diözesanen Realschule tätig.



Unser Angebot für Abonnenten:

Die SonntagsZeitung immer mit dabei!

Für nur 1 Euro mehr im Monat erhalten Sie das ePaper zusätzlich zur gedruckten Zeitung!

So können Sie jederzeit die Katholische SonntagsZeitung lesen, auch wenn Sie nicht zu Hause sind.

Profitieren Sie von den Vorteilen der digitalen Version: schnelles und unkompliziertes Navigieren und eine bessere Lesbarkeit durch Bildschirmbeleuchtung und stufenlose Vergrößerung.

Falls Sie die Katholische SonntagsZeitung nur als ePaper abonnieren möchten, erhalten Sie diese zum günstigen Preis von **EUR 63,60** im Jahr!

Jetzt sofort bestellen:
epaper@suv.de oder Tel. 0821/50242-53



**Für nur
1 Euro
mehr!**